Die

kleinen Bearner

oder

moralische Vorlesungen

für die Jugend.

Aus dem Franzdsischen

von

Madame Julie Delafaye, geb. Brehier.

Dritter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Theiles.

Seite

XIVtes Kapitel. Das historische Gebüsch. — Der Brombeerstrauch. — Geschichte des Manes. 1

XVtes Kapitel. Die neue Freundin. — Das griechische Gastmahl. — Das Naturalienkabinet. 42

XVItes Kapitel. Talente und Herzensgüte. — Der junge Dichter. — Der Bär. . 78

XVIItes Kapitel. Der Besuch. — Der botanische Unterricht. — Die Zigeunerin. . 111

XVIIItes Kapitel. Die Unwissenheit. — Die Bären. — Der Reise-Entwurf. . 151

XIXtes Kapitel. Die Reise nach Gavarnie. — Der Eremit der Kapelle. . . . 174

XXstes Kapitel. Geschichte des Eremiten. — Die Rückkehr nach Campan. — Das Rosenbouquet. 293

Die kleinen Bearner.

Vierzehntes Kapitel.

Das historische Gebüsch. — Der Brombeerstrauch. — Geschichte des Manes.

Das Haus des Hrn. Silver erhob sich an dem Abhange eines Hügels, am Ende einer von den Wellen des Adour bewässerten Wiese. Eine lange Reihe von Pappeln folgte dem Laufe des Wassers bis in eine beträchtliche Entfernung. Ein Buchenwäldchen, hinter welchem man einen Theil des Fleckens Campan gewahr wurde, und welches ein Amphitheater um das Haus bildete, verschaffte ihm einen kühlen Schatten. Die nächsten Gebirge, statt daß sie nackt und ausgezackt waren, wie der größte Theil derjenigen, welchen unsere Reisenden auf ihrem Wege begegnet wa-

ren, zeigten sich mit Gebüschen bekränzt, auf deren lachendem Grün das Auge mit Wohlgefallen ruhte. Man entdeckte in der Ferne die Schnee-Gipfel des Mont-Perdü, des Pic de Midi, und eine Reihe anderer Gebirge.

Hypolit und sein Vater hatten schon alle Umgebungen des Hauses besucht, als sie Hrn. Silver und den übrigen Familiengliedern begegneten, welche sich anschickten, vor dem Frühstück einen Spaziergang zu machen. Hr. Silver führte seine Gäste in eine kleine, sehr angenehm eingerichtete Pflanzung, welche er seine Geschichtbücher nannte, weil der größte Theil der Bäume und Gebüsche, aus denen sie bestand, ihm ein historisches Andenken zurückrief.

Hier an dem Fusse einer Ceder vom Libanon sitzend, dachte er oft an das Volk Gottes. Hier mischte sich das Andenken an Moses, jenen Gesetzgeber, welchen uns die Schrift als den sanftesten der Menschen bezeichnet, und welcher mit dem Ewigen wie ein Freund mit dem andern sprach — mit den Erinnerungen an die Schöpfung der Welt. Die Stimme der Propheten

von Jerusalem schien noch in den Zweigen dieses ehrwürdigen Baumes wiederzuhallen, wenn der Wind sie bewegte. Die Thränenweide mit ihren hängenden Aesten und ihrem trauernden Aussehen nahm er als Bild der Leiden dieses nämlichen Volkes, und seiner Verbannung in das prächtige Babylon, wo dieser Baum wild wächst. Auf den halbentblätterten Zweigen einer alten Eiche wartete die Mispel auf die goldene Hippe der Druiden. Das Andenken an ihre blutdürstigen Götter und an die schauerlichen Opfer, die man ihnen brachte, umgab den Fuß dieser alten Säule der Natur. Athen mit seinen schönen Künsten, seinen Rednern und seinen großen Männern zeigte sich in einem aufstrebenden Olivenbaum, Sinnbild des Friedens, welchen es klüglicher Weise dem Ruhm vorgezogen hatte. Die Platane erhob sich majestätisch, stolz darauf, Xerxes durch die Reize ihres Schattens angehalten zu haben, während er an der Spitze seiner Armee Lydien durchzog. Die Herkulespappel, der Lorbeerbaum des Apollo, und eine Menge anderer Bäume, an welche sich merkwür-

dige Erinnerungen knüpften, die einen in Bosquete vereinigt, die andern einzeln oder in Linien, bildeten einen reizenden Spaziergang. Man bemerkte mit Erstaunen einen Brombeerstrauch mit Pallisaden umgeben. Auf die Frage darüber erröthete Hr. Silver und seufzte.

— Dieser Brombeerstrauch, welcher einzig auf mich Bezug hat, sagte er, erinnert mich an eine Jugend-Geschichte. Sie wünschen sie zu kennen? sie macht mir aber so wenig Ehre, daß ich keine große Lust habe, sie zu erzählen. Da sie aber vielleicht den jungen Leuten nützlich seyn kann, so will ich die Beschämung überwinden, welche ich noch in meinem Alter empfinde. Man hat wohl Recht zu sagen, daß die Jugend für spätere Zeiten säe. Je nachdem man gesäet hat, hat man eine gute oder schlechte Ernte zu erwarten. In dieser Zeit erfreut man sich dann der guten Handlungen, zu dieser nämlichen Zeit aber hat man auch Kummer, wenn man sich von Fehlern gedemüthigt sieht.

In einem Alter von dreizehn Jahren war ich im Kollegium von Toulouse. Ich trieb die

Poesie gut genug, um mir das Lob der Profes=soren zuzuziehen. Ich besang das Vergnügen des Studirens, und die Dankbarkeit, welche man denen schuldig ist, die unsere Erziehung leiten. Eines Tages machte ich ein Spottgedicht auf die Faulheit, und erntete den lautesten Bei=fall. Bisher waren meine Schritte noch un=schuldig. Immer mehr angefeuert, griff ich die Unwissenheit an, ungeachtet ich selbst noch ein Ignorant war, und in diesem letzten Stücke be=zeichnete ich, ohne sie jedoch zu nennen, mehrere meiner Kameraden so umständlich, daß man sie sogleich erkannte. Alle diejenigen, welche nicht beleidigt waren, bewunderten meinen Geist. Ein einziger Professor war verständig genug, mich darüber zu tadeln. Er versicherte mich, daß ich die Zuneigung meiner Kameraden verlieren und mich am Ende ganz ohne alle Freunde befinden werde, wenn ich mein Betragen nicht ändere. Da Jedermann mich mit Lobeserhebungen über=häufte, so hörte ich auf einen so weisen Rath nicht; aber die Prophezeihung des verständigen Professors ging bald in Erfüllung. Ich wurde

gefürchtet und verabscheut. Ein einziger meiner Kameraden liebte mich noch. Dieser junge Schüler, Namens Marzell, war von sehr reichen Eltern geboren, das Geld fehlte ihm nie; er theilte großmüthig mit mir, da meine Börse nicht immer so gefüllt war, wie die seinige. Seine Freisinnigkeit und sein gutes Herz gaben ihm eine achtungswerthe Sicherheit; er fürchtete meine Bosheit nicht, ungeachtet er einer der weniger kenntnißvollen im Kollegium war, und seine Arbeiten nur Bruchstücke enthielten, die er aus den unsrigen zu nehmen pflegte. Nun meine Freunde, sollten Sie wohl glauben, daß ich so undankbar werden konnte, auch ihn lächerlich zu machen? Ich fühlte, daß es sehr häßlich sey, und unterzeichnete deshalb die Verse nicht, die ich gegen ihn machte, in der Hoffnung, daß er mich nicht als Verfasser in Verdacht ziehen werde; ich rechnete aber auch darauf, daß er der einzige seyn werde, der es nicht bemerke. Ich verfaßte eine Fabel, worin ich ihn unter der Gestalt eines Brombeerstrauchs vorstellte, welcher allen vorübergehenden Schafen die Wolle ausraufe,

und spielte somit auf die zahlreichen Diebstähle an, von welchen seine Arbeiten zusammengesezt waren. Diese Fabel, worin ein Einziger zur Ehre aller Andern durchgehechelt war, hatte einen außerordentlichen Erfolg, aber sie schmerzte den guten Marzell tief. Weit entfernt, mich als den Urheber zu vermuthen, vertheidigte er mich noch eifrig gegen einige Schüler, welche ihn zu belehren suchten, und theilte mir seinen Kummer mit. Sie können sich leicht vorstellen, was ich fühlen mußte, als ich seine Thränen fließen sah, als ich sah, mit welcher Aufrichtigkeit und mit welchem Vertrauen er behauptete, daß ich einer solch unwürdigen Handlung unfähig wäre. Verwirrt, verzweiflungsvoll konnte ich den Vorwürfen meines Gewissens nicht widerstehen, und ich gestand ihm Alles.

— O mein Gott, rief er gerührt aus, wenn der Verstand nur auf Kosten des Herzens glänzen kann, so danke ich dir, mir so wenig gegeben zu haben. Diese Bemerkung ergriff mich heftig. Ich verzichtete auf dieses gefährliche Talent, welches das Herz verdirbt, und auf die Lobsprüche,

welche Thränen kosten, und uns keinen Freund für das Alter lassen.

Ich sage es, meine Kinder, ziehet Nutzen aus meinem Bekenntniß, und machet es nicht wie die unklugen Reisenden, welche, ohne auf den guten Rath zu hören, den man ihnen gibt, in dem nämlichen Abgrunde das Leben verlieren, in welchen Andere gestürzt sind.

— Ich hoffe, mein Herr, antwortete Casimir, daß wir von ihrer Gefälligkeit besseren Nutzen ziehen werden. Von jetzt an erkenne ich, daß das Vergnügen, wegen eines wohlangebrachten Witzes bewundert zu werden, oder sich einer boshaften Lustigmacherei zu überlassen, eine sehr verwerfliche Handlung ist, wenn eine Person dadurch angegriffen wird.

— Es ist sogar eine Art Feigheit in dieser Spielerei, erwiederte Hr. Leopold, denn man greift sich selten mit gleichen Kräften an. Die Menge, zur Bosheit geneigt, stellt sich fast immer auf die Seite dessen, der die Streiche führt, während der Gegenstand seines Muth-

willens im Stillen seine Demüthigung und seine Thränen in sich verschließt.

— Ich glaube nicht bösartig zu seyn, fuhr Isabella fort; indessen macht mir nichts mehr Vergnügen, als Epigramme zu lesen.

Ein Anderes ist sie verfassen, und ein Anderes sie lesen, erwiederte Hr. Silver. Im ersten Fall beschäftigt uns der Wunsch zu schaden, im zweiten lacht man unschuldig über einen geistreichen Zug, dessen Stärke und Richtung man übrigens nicht kennt. Haben wir nicht öfter die Satyren von Despreaux unter Händen?

Hierauf wollte ich gerade kommen, sagte Adrienne. Dieser berühmte Dichter muß ein boshafter Mensch gewesen seyn, weil er sich nicht gescheut hat, eine Menge Schriftsteller, seine Zeitgenossen, der Verachtung preiszugeben.

Wenn wir uns auf diejenigen verlassen dürfen, welche sein Leben beschrieben haben, so fehlt viel dazu, um seinen Handlungen diesen Vorwurf zu machen. Er unterstüzte, sagt man uns, aus seinem eigenen Beutel die Nämlichen, welche er als Schriftsteller angriff. Immer aber habe

ich Mühe zu glauben, daß er mit einem fühlenden Herzen so viele Thränen verursachen konnte. Die Verachtung und die Lächerlichkeit sind weit schwerer zu ertragen, als Armuth, und alle Freigebigkeit der ganzen Welt ist unfähig, hierüber zu trösten. Despreaux hat in der Laufbahn, die er gemacht hat, sich einen unsterblichen Ruhm erworben; aber weit entfernt, seine Krone zu beneiden, muß jeder gute Mensch in Versuchung gerathen, mit Marzell auszurufen: Mein Gott! wenn der Verstand nur auf Kosten des Herzens glänzen kann, so danke ich dir, daß du mir so wenig gegeben hast.

Als man nach Hause kam, fand man, daß Venerande, die Haushälterin des Hrn. Silver, das Frühstück in einer Jasminlaube am Ende der Terrasse hergerichtet hatte. Man wußte ihr für die Wahl dieses Ortes Dank, von welchem man den Lauf des Adour zwischen Pappeln und Weiden sehen konnte. Die jungen Leute hatten die Geschichte des Egypters nicht vergessen; Hr. Silver suchte sich auch nicht der Erzählung zu entziehen. Gleich nach dem Frühstück gab er den

Befehl, mehrere Personen zum Mittageſſen einzuladen, welche er mit ſeinen Freunden bekannt zu machen wünſchte; hierauf bemerkte er, daß die Hitze des Tages beginne auf der Terraſſe fühlbar zu werden; er ließ ſie daher in ſein Arbeits-Kabinet gehen. Hier herrſchte die größte Unordnung von der Welt. Da befand ſich ein Pult mit Muſikalien beladen, dort ein Gemälde auf einem Geſtelle. Die Seſſel waren mit Büchern, mit Pappendeckeln, muſikaliſchen Inſtrumenten bedeckt, ſo daß man der ganzen Geſellſchaft keinen Sitz anbieten konnte. Hr. Silver rief ſeiner Haushälterin, um aufzuräumen. Frau Venerande kam brummend.

Sehen Sie, ſagte ſie, wofür man Einen bei dem Anblick eines ſo ſchön aufgeräumten Platzes halten muß! Man wird glauben, daß ich hier gar nichts thue, daß ich nicht wiſſe, was zu einer ordentlichen Haushaltung gehöre; aber, Gottlob, das iſt des Herrn Schuld, der nicht leiden will, daß man ſich ſeinem Kabinet nähere.

Nachdem ſie einige Augenblicke herumgelaufen und gemurmelt hatte, ohne daß es Hr. Sil-

ver nur zu beobachten schien, zog sich Venerande zurück. Man sezte sich dann um Hrn. Silver herum, welcher die Geschichte des Egypters begann.

Geschichte des Egypters Manes.

Manes war ein armer Bauer an den Ufern des Nils, welcher auf der Welt nichts besaß, als ein kleines Land, auf dem er prächtige Zwiebeln baute. Er verkaufte sie auf dem Markte zu Cairo, und ernährte sich von dem Erlöse, welchen er daraus zog. Da er wegen seines klei=nen Landes nur sehr wenig hatte, so mußte er auch mühselig und sparsam leben. So oft er seine Waare nach Cairo trug, sah er eine Menge Sklaven, welche die Hausmeister der Vornehmen mit unendlich vielen Gegenständen be=luden, die sie in den verschiedenen Buden des Platzes einkauften. Als Manes in seine arm=selige Hütte zurückgekehrt war, überdachte er Al=les, was er gesehen hatte.

Bin ich nicht sehr unglücklich! sagte er zu sich selbst. Ich arbeite das ganze Jahr, um meine

Zwiebeln zu pflanzen; ich setze mich in Schweiß, um sie nach Cairo zu tragen, und alle meine Arbeiten verschaffen mir nicht eine gute Mahlzeit! Was habe ich gethan, daß ich nicht auch das glückliche Leben der Herren dieser Hausmeister führen kann, die auf dem Markte spazierengehen und meine Zwiebeln kaufen? Ich weiß wohl, daß nicht Jedermann gleich reich seyn kann, und ich bin nicht so ehrgeizig, um mich plötzlich zu dem Rang dieser Herren erheben zu wollen; aber wenn der Himmel Mitleiden mit mir haben würde, könnte er nicht wenigstens meine jährliche Ernte verdoppeln, damit ich für meine Mühe doch auch in etwas belohnt würde?

Als er so sprach, kam ein Greis an seine Thür und rief ihm:

Stehe auf Manes, und hilf mir, mich gegen ein Krokodill vertheidigen, das mich verfolgt. Manes stund augenblicklich auf, und lief auf die Seite, welche der Greis ihm anzeigte. Das Krokodill ist ein so listiges und gefährliches Thier, daß Manes seine ganze Großmuth zeigte, als er sich einem Kampfe mit dem-

selben ausſezte. Indeſſen als er außen war, ſahe er nichts, und als er zurückkehren wollte, glaubte er vor Schrecken umzuſinken, da er an der Stelle des Greiſes einen jungen, ſchönen und wohlgeſtalteten Menſchen in einem weißen Kleide erblickte, wie wir unter uns nichts Aehnliches finden. Er ſchien etwas wie Mondlicht auszuſtrahlen und wie dieſes zu erhellen. Eine glänzende und reine Flamme flatterte um den Kopf des Jünglings, ohne ſich davon zu entfernen.

Manes, ſagte er zu dem Bauern, und ſeine Stimme glich fernen Harfentönen, erſchrecke nicht, mich vor dir zu ſehen; ich habe dich noch niemals verlaſſen, ſeit du auf dieſer Welt biſt. Ich bin dein guter Genius. Ich bin es, der dich vom Tode in deiner Kindheit errettete, als Krankheiten dich in deine Wiege feſſelten. Ich bin es, der dir deine guten Eltern bis zu dem Alter erhalten hat, in welchem du ihrer Sorgfalt und ihres Unterrichts entbehren konnteſt. Ich bin es, der dich ſorgfältig mit allen deinen Nachbarn in Frieden erhalten hat, und der dein Land fruchtbar gemacht hat, daß deine Zwiebeln die

schönsten der ganzen Gegend waren. Ich bin es auch, der dich verhindert hat, dein Vermögen zu vergrößern, weil es mir schien, daß du nur in der Mittelmäßigkeit glücklich seyn könnest. Ich sehe so viele reichen Leute böse werden, und wollte dich vor dieser schrecklichen Erfahrung bewahren. Indessen habe ich gehört, daß du dich über dein Schicksal beklagst; da es nun in meiner Gewalt ist, es zu ändern, so wollte ich mich vorher versichern, ob du auch immer gut und tugendhaft seyest; deßwegen habe ich die Gestalt eines Greises angenommen, und bin gekommen, um deine Hülfe anzurufen, dämit ich wisse, ob du dich einer großen Gefahr aussetzen würdest, um einen deiner Nebenmenschen davon zu befreien. Ich bin zufrieden mit deinem guten Herzen; es ist billig, daß ich dich dafür belohne. Gib mir die Hand, ich will dich an einen Ort führen, wo du dein Glück nur wählen darfst.

Manes, zu erstaunt, um antworten zu können, ließ seine Hand nehmen. Im nämlichen Augenblicke entwickelte der Genius zwei mächtige Flügel, erhob sich wie ein Schwan

in die Lüfte, und nahm den guten Egypter mit sich, welcher anfänglich am ganzen Leibe zitterte, als er die Erde verließ. Allmälig fühlte er sich durch eine übernatürliche Kraft gehalten, er wurde sicherer, und sah um sich und unter sich. Er flog so eben über die berüchtigten Pyramiden, welche man unter die Zahl der sieben Weltwunder gesezt hatte, ungeheure Gräber, deren Ursprung sich in das Dunkel der Vorzeit verliert, und welche deßwegen errichtet zu seyn schienen, um der Zeit, dieser großen Zerstörerin, zu trotzen. Wie alt sie auch seyn mögen, die Zeit hat es nicht vermocht, sie zu zerstören, nicht einmal bedeutend zu verletzen. Ihre Sense, welche sich an diesen Pallästen des Schweigens abstumpfte, hat bis auf ihre Grundmauern eine berühmte Stadt zerstört, von welcher Manes die Ruinen in einer großen Fläche zerstreut sah. Dieses war die Stadt Theben, in welche man durch hundert prächtige Thore eintrat. Gegenwärtig sind ihre Thore, ihre Palläste, ihre Bildsäulen in den Staub geworfen. Die Araber führen ihre Heerden hieher, und nachlässig auf den Trümmern

der

der einst so berühmten Stadt liegend, setzen sie ihre Füße auf eine Bildsäule des donnernden Jupiters. Der Genius und der Egypter schwebten einige Augenblicke über dem großen Wasserfall des Nils, über welchen er aus Nubien in das Land Egypten eintritt, welches er durch seine regelmäßigen Ueberschwemmungen bewässert und fruchtbar macht. Dieser Strom verbirgt seine Quellen in den hohen Gebirgen von Abyssinien. Sein geheimnißvoller Ursprung war lange Zeit unbekannt; und mehrere glaubten ihn in Betracht der Wohlthaten, die er verbreitet, himmlischen Ursprungs. Nachdem sie verschiedene von einander sehr entfernte Orte gesehen hatten, welche sie aber in der großen Höhe, in welcher sie sich befanden, zu gleicher Zeit betrachten konnten, hielten der Genius und der Egypter auf einem Gebirge von Ober-Egypten an, von welchem man alle Städte dieses großen Landes sehen konnte. Der Genius ließ Manes sie mit den Augen durchlaufen, um zuerst den prächtigen Anblick zu genießen, welcher sich seinen Augen darbot. Der Nil floß nach seinem Falle in sanften Krümmun-

gen durch ein langes und fruchtbares Thal. Fette Weiden, Felder mit allen Arten von Erzeugnissen bedeckt, reiche Städte schmückten seine Ufer, und unzählige zu allen Seiten offene Kanäle schienen ihn einzuladen, seine Ufer zu verlassen, und von seinem Bette entfernte Ländereien zu durchlaufen. Seine Wasser verbreiteten sich überall im Ueberfluß, wie ein guter König, welcher seinen Regierungssitz nicht verlassen kann, in seine entferntesten Provinzen getreue Diener schickt, um daselbst seine Wohlthaten zu verbreiten.

Nachdem Manes alle diese Sachen betrachtet hatte, gab ihm der Genius ein Glas, vermittelst dessen man leicht die entferntesten Gegenstände entdecken konnte.

Betrachte jezt, sagte er zu ihm; siehest du auf der Seite des Meeres das gewerbsame Alexandrien, gebaut von dem Helden, dessen Namen es trägt? Ich kann dich zum Herren seiner reichen Magazine machen, wo die Schätze aller Nationen im Ueberfluß sind, und welche den palastartigen Gebäuden längs des Meeres ihr Entstehen gegeben haben.

Manes wurde durch ein so prächtiges Geschenk nicht in Versuchung geführt, welches seiner bisherigen Bestimmung so wenig angemessen war. Der Genius sah, daß er nicht antwortete, und fuhr fort:

Wolltest du lieber jenes düstere nnd majestätische Gebäude bewohnen, in welchem man dem Volke Gerechtigkeit erzeigt, und welches sich in geringer Entfernung von dem Palaste des Königs von Memphis erhebt? Ich werde dich in einem Augenblick in den prächtigen Saal versetzen, wo die Magistrate versammelt sind; du kannst ihnen zur Seite sitzen; der König wird dir große Reichthümer geben, und die Völker werden sich vor dir niederwerfen, wenn du an ihnen vorübergehest.

Manes schüttelte den Kopf. Er fühlte, daß dieser wichtige Posten Kenntnisse erforderte, welche er nicht hatte. Der Genius fuhr fort:

Vielleicht ein auffallenderer Ruhm scheint dir wünschenswürdiger. Werden dir die Vorzüge des Kriegers gefallen, wenn er zurückkehrt mit der Beute der Besiegten beladen, wenn er wie

der Gott des Krieges in den Triumphzügen erscheint? Am Ufer des Sees Möris, in der Stadt Fayum, siehest du jenen Krieger, wie er unter dem Schalle der Instrumente vorwärts schreitet? Seine Kleider, sein Wagen, die Rüstung seiner Pferde glänzen von Gold und kostbaren Steinen. Er geht unter Pforten, welche man ausdrücklich zu seinem Empfange geschmückt hat. . . . .

Guter Genius, unterbrach ihn Manes, alles dieses Gepränge ist mir zu fremd, als daß es mich glücklich machen könnte. Du hast gehört, daß ich gesagt habe, ich sey nicht ehrgeizig. Wenn du diesen Morgen meine Zwiebelernte verdoppelt hättest, hätte ich nichts Anderes gewünscht; weil ich nun aber hoffen darf, größeres Glück zu erhalten, so gib mir, ich bitte dich, dieses Haus auf der Terrasse, von welcher man die zwei Zellen sieht. Wenn ich mit diesem Hause so viel besitze, daß ich leben kann, ohne anders zu arbeiten als für mein Vergnügen, werde ich dir mit meinen Klagen niemals mehr beschwerlich fallen.

Sehr gut, Manes, erwiederte der Genius,

deine Mäßigung freut mich, und ich sehe, daß du dessen würdig bist, was ich für dich thue. Es ist nichts leichter als dich zu befriedigen. Der Herr dieses Hauses, welches in der Stadt Siout liegt, mitten in den prächtigsten Gärten, stirbt in diesem Augenblick. Er hat keine Erben, sein Haus wird zum Nutzen des Königs verkauft. Nimm dieses Gold. Ich will dich nach Siout bringen, und du kaufst es mit aller Zugehör.

Der Egypter wurde sogleich an die Thore von Siout gebracht, wo ihn der Genius verließ, nachdem er vorher seine armselige Kleidung in eine seinen jetzigen Umständen angemessenere verwandelt hatte. Manes begegnete beim Eintritt in die Stadt mehreren Karavanen, welche nach Nubien abreisten. Er ging nahe an den Ruinen eines großen durch die Römer erbauten Amphitheaters vorüber, und als er sich mit der obrigkeitlichen Person, welche mit dem Verkaufe des Hauses beauftragt war, besprochen hatte, kaufte er es mit allen darin befindlichen Mobilien. Diese Mobilien waren nicht prächtig, aber angenehm und bequem, und schienen in den Augen

eines armen Zwiebel = Pflanzers von großem Werthe. Manes ging von Zimmer zu Zimmer, bald lachend vor Vergnügen, bald unbeweglich vor Bewunderung. Er legte sich auf die Bet= ten, auf die Sopha, er öffnete die Koffer und die Schränke, und machte beständig ein Ver= zeichniß über sein kleines Vermögen. Er kaufte zwei Sclaven, um sich bedienen zu lassen. Der Genius sorgte dafür die Börse zu unterhalten, welche er ihm gegeben hatte, so daß er immer Geld genug zu seinem gewöhnlichen Verbrauche hatte; aber wie sie sich niemals leerte, so ent= hielt sie auch niemals mehr. Ein Garten, klein, aber angenehm, befand sich an das Haus ange= hängt. Manes vergnügte sich, ihn zu bauen, wie er es mit seinem Zwiebelland gemacht hatte. Ein Leinwand=Fabrikant, welcher ihm Waaren anbot, hatte ihn einst mit dem Grabscheit in der Hand überrascht, lachte und sagte:

Wie, gnädiger Herr, ein Mann von Ihrem Stande überläßt sich solchen bäurischen Beschäfti= gungen? Was sollen ihre Sclaven thun, wenn Sie ihre Arbeiten verrichten? Der Herr einer so

schönen Wohnung sollte sich zum Feldbau erniedrigen?

Diese und andere ähnliche Worte machten Manes ganz schamroth. Er hütete sich wohl dem Fabrikanten zu antworten, daß dieß die einzige Beschäftigung sey, welche er verstehe, und daß er lieber sie betreiben, als müßig gehen wolle. Als er sah, daß man ihn für einen Mann von weniger Wichtigkeit hielt, verließ er sein Grabscheit erröthend, und kaufte von dem Fabrikanten ein Stück schöne Servietten, welche mit Seidenfranzen bordirt waren, gleich denen von Damiette. Von diesem Augenblick an wollte er nicht mehr in seinem Garten arbeiten, und überließ ihn seinen Sclaven. Der müßige Manes langweilte sich. Er brachte den ganzen Tag auf einem Sopha ausgestreckt zu, und Abends ging er um auf der Terrasse frische Luft zu schöpfen, an deren Fuß sich ein prächtiger Garten befand, der ihm nicht gehörte.

Eine Art Palmbaum, der Dattelbaum genannt, sehr häufig in Siout, bildete darin Alleen so dunkel als die Nacht, und welche sich

im wahren Sinn des Worts ins Unabsehbare erstreckten. Mitten in einem Bassin von weißem Marmor, welches sich im gemeinschaftlichen Mittelpunkt, in welchem alle Alleen zusammenliefen, befand, erhob sich ein Gefäß mit Blumen gefüllt. Dieses Gefäß und die darin befindlichen Blumen waren auch von Marmor. Aus jeder Blume sprudelte ein Wasserstrahl, bald groß, bald klein, je nach der Dicke des Stiels. Sie stiegen alle zusammen in die Luft und fielen in das Bassin wie Perlen und Rubinen zurück. An dem Rande dieses Wassers wuchsen wirkliche Blumen, zwischen denen man Gänge mit Goldsand bestreut, angebracht hatte, und welche zum Wege dienten, um an das Bassin zu gelangen. Zwischen den großen Dattel-Alleen befanden sich Gebüsche von Ebenholz und Akazien, welche ihre gelben und weißen, wie wohlriechende Trauben aufgehängte Blüthen vereinigten. Eine Menge Vögel sang ohne Unterlaß in diesem prächtigen Garten, welchen seine Schönheit und die Zahl seiner Dattelbäume überdieß sehr einträglich machten.

Manes, welcher nicht mehr wußte, was er thun sollte, fieng an diesen Garten zu wünschen. Er hielt bei diesem Gedanken ein wenig an; aber allmälig machte er in seinem Geiste solche Fortschritte, daß er wirklichen Kummer empfand.

— Was! sagte er zu sich selbst, dieser Garten ist unter meinen Fenstern; ich kann nicht aus meinem Hause blicken, ohne ihn zu sehen; ich berühre mit meiner Hand die Gipfel der Akazien und Ebenholz-Bäume, welche ihn beschatten, und es soll mir nicht erlaubt seyn, darin spazieren zu gehen! Wenn man will, daß ich mich über meine Lage freuen könne, so sollte man mir keinen solchen Gegenstand vor die Augen stellen. Ueberdieß ist mein Haus zu nahe bei diesem Garten, als daß er davon getrennt seyn sollte; ich kann Alles sehen, was darin vorgeht, und die, welche darin spazieren gehen, können Alles hören, was ich in meinem Hause sage, wir können uns gegenseitig hindern. Ich will denjenigen besuchen, welchem er gehört, und wenn ich Geld genug habe, will ich ihn sogleich kaufen.

Manes sprach so, weil er den Preis der Sachen nicht kannte. Der Garten gehörte einem alten arabischen Herrn, der ihn nicht mehr genießen konnte, weil das Podagra ihn am Gehen hinderte. Die Krankheit machte ihn verdrießlich, und er verweigerte anfänglich durchaus den Verkauf seines Gartens; indessen dachte er darüber nach, daß Manes Haus so nahe dabei sey, daß man ihm füglich bei Nacht seine Datteln stehlen könnte, er bedachte, daß es besser sey, einen ordentlichen Preis daraus zu lösen, als am Ende gar nichts zu haben. Er rief Manes zurück, und forderte für seinen Garten eine so beträchtliche Summe, daß der arme Egypter sie bei Weitem nicht geben konnte. Manes war ein wenig bestürzt, wollte es sich aber nicht merken lassen, und sagte zu dem alten Araber, daß er darüber nachdenken wolle, und ihm in kurzer Zeit Antwort geben werde.

Er kehrte verzweifelt nach Hause zurück. Er wollte nichts von den Speisen genießen, welche seine Sclaven ihm bereitet hatten, und brachte die Nacht in Traurigkeit zu. Er flehete den

Genius an, Mitleiden mit ihm zu haben, und war weit unglücklicher als damals, als er nichts als ein Zwiebelland zu bebauen hatte.

Der Genius erschien ihm in der ersten Morgendämmerung, und fing damit an, ihm Vorwürfe über sein Murren zu machen. Er entwickelte ihm alle Vorzüge, deren er in dem von ihm gewählten Hause sich zu erfreuen hatte; er verglich seine jetzige Lage mit der, aus welcher er ihn gezogen hatte, und gab sich alle Mühe ihm zu beweisen, daß er sich glücklich fühlen müsse. Auf alle diese weisen Vorstellungen that Manes nichts, als weinen, seufzen und um den Garten bitten. Der Genius sah seinen Eigensinn, und hatte die Güte, ihn zu befriedigen. Er gab ihm eine andere Börse voll Gold, und sagte zu ihm, als er sich zurückzog: Hüte dich, Manes, ehrgeizige Wünsche beginnen in deinem Herzen aufzusteigen; sie werden ihre Gränzen überschreiten, wie die Wasser des Nils, und nicht zurückkehren, wie diese.

Manes achtete diese Erinnerung nicht, er fühlte nichts als die Freude, den schönen Garten

erwerben zu können. Sobald er ausgehen konnte, begab er sich zu dem alten Araber, ließ die Verkaufs-Urkunde verfertigen, und zahlte mit der größten Freude von der Welt. Von da lief er, ohne den geringsten Aufschub in den Garten, zu welchem man ihm den Schlüssel gegeben hatte. Während eines Monats that er nichts als denselben durchlaufen; bald ging er in den Dattel-Alleen spazieren, bald ruhte er in der Kühle der Boskete aus, und bald badete er sich in dem Marmorbassin in dem angenehmen Regen, welchen die Wasserstrahlen verbreiteten. Er gewöhnte sich endlich an diese Schönheiten, welche ihn anfänglich mit Bewunderung erfüllten. Wenn er die Alleen entlang gegangen war, kam er immer an eine Mauer, welche seinem Garten ein Ende machte, sie erregte seine Ungeduld, und bald fand er seine Alleen zu kurz, ob sie schon außerordentlich lang waren. Er bemerkte am Ende einer derselben eine in die Mauer angebrachte kleine Thüre, die schon längst verschlossen zu seyn schien. Mit Hülfe einer Leiter stieg er auf die Mauer, und sah, daß diese kleine

Thüre auf eine schöne Wiese führte, welche von mehreren Kanälen bewässert und ganz mit Weiden bekränzt war. Das hohe Gras, dicht und mit Blumen untermischt, bot am Fuße der schattigen Weiden Ruheplätze von einer köstlichen Frische dar. Bei diesem Anblicke wurde Manes traurig.

— Ach! rief er die Augen voll Thränen, wie vollkommen würde dieser Garten seyn, wenn er, nach Hinwegschaffung dieser elenden Mauer, mit der Wiese in Verbindung stünde! Von jeder Allee würde man diesen grünen Teppich erblicken, auf dem die Blumen eine so schöne Stickerei bilden, und ihre Weiden, welche wie Vorhänge über die Ufer der Kanäle fallen, die sie bewässern. Es ist um mich geschehen, ich sterbe, wenn ich diese Wiese nicht erhalte.

Er fragte, wem sie gehöre. Man sagte ihm, daß sie einem jungen Essenzen = Kaufmann neulich durch Erbschaft zugefallen sey, welcher blos den Handel betreibe, und der sie ohne Zweifel wohlfeil verkaufe, weil er Geld nöthig habe. Manes suchte ihn den Augenblick auf. Die

Summe, die er forderte, ob sie schon sehr gemäßigt war, ging über die Kräfte Manes, welcher trostlos zurückkehrte, und keine Antwort gab. Der Egypter fing wieder an zu weinen und zu seufzen wie um den Garten, bis er den Genius bemerkte, welcher dießmal später und zorniger erschien, als das Erstemal. Er machte ihm von neuem Vorwürfe, und sagte ihm, als er ihm eine andere Börse zustellte: — Manes, du hast nicht auf meine lezten Erinnerungen gehört, und ich sehe es zum Voraus, du wirst so lange fortwünschen, als ich komme, um deine Wünsche zu befriedigen. Das Herz des Ehrgeizigen ist ein Schlund, welcher sich nie füllt; das Uebermaß seiner Wünsche führt seinen Ruin herbei, und indem er Alles verschlingen will, besizt er am Ende gar nichts.

Manes schien von der Weisheit dieser Worte überzeugt zu seyn; er versprach dem Genius nichts mehr zu wünschen; aber er redete ohne zu wissen was, und einzig, um sich von dem Genius zu befreien. Sein Herz war bloß mit der Freude beschäftigt, sich als Herrn der Wiese zu sehen.

Kaum hatte er sie angekauft, so legte er sich voll Vergnügen unter ihre Weiden. Er hörte voll innerer Freude das Gemurmel des Wassers, welches ihn umgab. Während er dieses Vergnügen genoß, rissen auf seinen Befehl Handwerksleute die Mauer des Gartens nieder, und trugen die Trümmer auf Tragbahren fort. Als dieses Werk beendigt war, sezte sich Manes an den Rand des Bassins, und betrachtete von da mit großer Freude den Anblick, den die auf die Wiese sich endigenden Alleen bis zum fernen Nil darboten. Nachdem er auf diese Art mehrere Alleen betrachtet hatte, entdeckte er am Ende einer minderbedeutenden ein kleines Stück Land zwischen dem Nil und der Wiese. Es war in einer kleinen Krümmung gelegen, welche der Fluß hier bildete, und hatte nicht mehr als dreißig Schritte Länge.

— Wie! rief Manes, man sollte sagen, daß Alles, was man von diesen Alleen aus sehe, mein gehöre, mit Ausnahme dieses kleinen Stücks Land, und ich sollte nicht Besitzer davon werden? Es soll nicht so seyn; ich will, daß es noch diesen

Abend mein sey, damit ich es morgen der Wiese einverleiben lassen kann. Ich habe in diesem Fall der Hülfe des Genius nicht nöthig; die Sache ist so unbedeutend, daß mein Geld zureichend ist.

Er zog sogleich Erkundigungen ein. Er erfuhr, daß der Eigenthümer dieses Feldes ein armer Gärtner sey, welcher seine Familie von dem Erlös aus den Gemüsen nähre, die er auf diesem Stücke Land pflanze. Manes. würdigte sich nicht herab, selbst zu ihm zu gehen, er schickte einen seiner Sclaven mit sechzig Silberstücken, welche ungefähr dreißig Thaler unseres Geldes machen. Der Sclave kam mit dem Gelde gleich wieder zurück, und sagte seinem Herrn, daß es der Gärtner um keinen Preis verkaufen wolle. Manes wurde bei diesen Worten sehr zornig, und schickte zu dem Gärtner, um mit ihm zu sprechen: dieser arme Mensch kam ganz zitternd; er warf sich zu Manes Füßen nieder, der, statt von seinen Klagen gerührt zu werden, ihn mit unerträglichem Stolz anredete.

— Elender Bauer, sagte er zu ihm, du verweigerst es mir etliche Fuß Land zu verkaufen,

mir,

mir, der ich im Stande bin, dir ihren Werth doppelt zu bezahlen! Weißt du nicht, daß ich den schönsten Garten von der Stadt gekauft habe, und daß die Wiese, die daran liegt, auch mein gehört? Die Eigenthümer dieser prächtigen Plätze haben sie mir ohne Anstand überlassen, und du, der du nur ein Elender bist, verweigerst mir das, was ich verlange? Ist es nicht eine große Ehre für dich, daß ich dein Bischen Land mit meinen prächtigen Besitzungen verbinden will?

Mein lieber Herr! erwiederte der Gärtner und warf sich zum zweitenmale nieder, erzürnet euch nicht über euern armen Knecht; würdiget ihn vielmehr die Gründe zu hören, welche er euch sagen will. Diejenigen, welche euch den Garten und die Wiese verkauft haben, sind reiche Leute, und besitzen noch viele andere Güter; ich habe nichts als dieses Stückchen Land, von welchem ich lebe. So klein es ist, so ist es doch außerordentlich fruchtbar. Das Geld, welches ihr mir anbietet, würde mir vielleicht kein ähnliches verschaffen, und wenn ihr auch die Summe verdoppeltet, so könnte ich mich dennoch nie ent-

schließen, meine Erbschaft zu verkaufen. Von jeher hat meine Familie es besessen, ich wünsche es nicht zu vergrößern. Der Güte Gottes sey Dank, es reicht zu, mich und meine Kinder zu nähren, und ich verlange nichts, als es zu behalten.

Manes, statt sich so vernünftigen und gerechten Gründen zu fügen, wurde zorniger, und überhäufte den armen Gärtner mit Schmähworten. Als dieser fortgegangen war, verzweifelte er, und lief durch die Stadt, um zu erfahren, wie er sich zu benehmen habe, um den Gärtner zu zwingen, ihm sein Land zu verkaufen. Einige verständige Personen stellten ihm vergebens vor, daß nichts einen Menschen zwingen könne, sein Gut zu verkaufen, und daß er diesen Gedanken aufgeben müsse; aber er fühlte die Begierde, das kleine Land zu besitzen, nur desto heftiger. Gegen Abend begegnete er einem Kaufmanne, einem betrügerischen, neidischen, boshaften und der größten Verbrechen fähigen Menschen, welcher ein heimlicher Feind des armen Gärtners war. Manes hatte ihn in dieser Angelegenheit

auch um Rath gefragt, der Kaufmann antwortete ihm:

Wenn ihr mir eine Börse mit tausend Goldstücken geben wollet, so mache ich mich verbindlich, euch das kleine Land umsonst zu überliefern, welches ihr wünschet.

Manes, von diesen Worten sehr überrascht, fragte ihn, wie er sich deshalb benehmen wolle. Der Kaufmann erwiederte:

Nichts ist leichter. Ich hänge dem Gärtner einen Prozeß wegen einer großen Summe Geldes an, welche ich vorgebe, daß er mir schuldig sey. Da er mir nun dieselbe nicht geben kann, wird man mir alles überliefern, was er besizt, und ich trete euch dann das Land ab, welches unten an eurer Wiese liegt.

Aber, erwiederte Manes, wenn er euch Geld schuldig ist, wie hat er das verweigern können, was ich ihm anbot?

Er ist mir nichts schuldig, fuhr der Kauf-

mann fort, und ich beginne diesen Prozeß blos, um euch gefällig zu seyn.

Der Egypter schauderte anfänglich vor diesem Verbrechen. Er verließ den Kaufmann, nachdem er sich vorher eidlich verbindlich gemacht hatte, das nicht zu entdecken, was er ihm gesagt, und kehrte sehr bekümmert nach Hause. Er betrachtete traurig seinen Garten, und obschon das Erdstückchen sich am Ende der am wenigsten besuchten Allee befand, wie ich schon gesagt habe, konnte er doch diesen Widerspruch nicht ertragen. Er ging mehreremal zu dem Gärtner, um ihn durch Vermehrung der Summe zu reizen, und bot ihm am Ende die tausend Goldstücke. In Wahrheit, er hatte sie nicht, aber er hoffte auf den Beistand des Genius. Nichts konnte den Gärtner erschüttern. Er war ein verständiger Mensch, voll Frömmigkeit und Ehrgefühl; er wollte keine Summe annehmen, so hoch über den Werth seines Gutes, und alle Reichthümer der Erde wären nicht fähig gewesen, ihn zu verführen. Manes, erzürnter als je, und außer Stand seine Begierde zu mäßigen, entschloß sich,

sich der verbrecherischen Mittel des Kaufmanns zu bedienen. Es fehlte ihm dazu nichts als die tausend Goldstücke. Er begann den Genius mit dringenderen Bitten und Seufzern zu bestürmen, als die andernmale. Der Genius erschien, und fragte ihn, was er mit den tausend Goldstücken machen wolle, um welche er so inständig bitte. Manes wurde durch diese Frage bestürzt.

Nichtswürdige Creatur, rief der Genius, ich habe es dir vorher gesagt, daß die Reichthümer dich nur verderben. Betrachte wohin dich deine ungezähmten Begierden geführt haben. Als du nur der Besitzer eines Zwiebel-Landes warest, fürchtetest du dich nicht, dich muthvoll einer Gefahr auszusetzen, um einem deiner Brüder beizustehen, aber jezt, da du Güter im Ueberflusse hast, willst du noch mehr haben, um ein strafwürdiges Verbrechen zu begehen, und die unbedeutende Erbschaft eines unglücklichen Familienvaters zu erhalten! Ich würde den Namen deines guten Genius nicht mehr verdienen, wenn ich dich diesem Abgrunde der Verderbniß nicht entrisse, in welchen du zu steigen beginnst.

Nimm deine Tugenden mit deinem ersten Stande wieder an: es ist besser ein wenig Gut mit Recht, als vieles mit Unrecht. *)

Der Genius faßte Manes bei der Hand, und versezte ihn in seine alte Wohnung, wo sein kleines Zwiebel = Land fortwährend gediehen war.

Der Egypter war anfänglich über diese Ver= änderung bekümmert; da er aber nicht Zeit ge= habt hatte, ganz verdorben zu werden, so schau= derte er vor dem Verbrechen, dessen sich schuldig zu machen er nahe daran war, und dankte Gott, daß er ihn dafür bewahrt hatte. Er bedachte noch, daß er mehr lange Weile als Freude wäh= rend seines Glückes empfunden habe; daß der Ehrgeiz sein Herz mit Sorgen erfüllt habe; und indem er sich der Worte des Genius erinnerte, fügte er noch diese bei: Ein wenig Gut in der Furcht des Herrn ist besser, als ein großer Schatz mit Unrecht. **)

— Ach! Hr. Silver! rief Adrienne, wie sehr sind wir Ihnen verbunden, daß Sie uns diese

*) Sprüchw. Sal. — 16.

**) Sprüchw. Sal. — 15.

herrliche Geschichte mitgetheilt haben! Ich fürchte übrigens sehr, daß wir anstatt von Ihrer Moral Nutzen zu ziehen, es wie Manes machen werden, dessen Wünsche nie befriedigt waren; wir werden Sie öfters quälen, um neue Geschichten zu hören, weil Sie sie so schön erzählen.

Hypolit.

Wie bewundernswürdig mag der Anblick dieses Genius mit seiner Flamme und seinem mondfarbigen Kleide gewesen seyn!

Isabelle.

Ich hätte die Reise mitmachen mögen, welche Manes über die Pyramiden und die Ruinen von Theben machte.

Casimir.

Man muß gestehen, daß Manes sehr unverschämt war. Nachdem er vorher nichts hatte, als ein kleines Zwiebel-Land, wurde er Herr eines angenehmen Hauses, eines prächtigen Gartens, einer schönen Wiese, und doch war er nicht zufrieden.

Hr. Leopold.

Ein Königreich hätte ihn nicht befriedigt.

Sobald man seine Wünsche befriedigen kann, hört man nicht auf, neue zu machen. Einem eiteln Verlangen sich hingeben, heißt alle herbeirufen.

Hr. Albert.

Und hatte er nicht dann erst böse Gedanken, als er sich mit nichts mehr beschäftigte? Ist nicht der Müßiggang der Ursprung aller Laster? Wenn der Leinwandhändler Manes nicht wegen der Arbeit, die er in seinem Garten verrichtete, schamroth gemacht hätte, Manes würde nicht seine Tage auf einem Sopha ausgestreckt zugebracht haben; er hätte nicht daran gedacht, den Garten unter seinen Fenstern zu verlangen; er wäre nicht so nahe darangekommen, ein Verbrechen zu begehen, um sich zu befriedigen.

Hr. Leopold.

Weil die Arbeit eine so nützliche Sache ist, so wollen wir Hrn. Silver bitten, uns einen Band des Virgils zu leihen. Casimir und Hypolit werden eine Seite der Aeneide übersetzen, während unser Freund seine eigenen Geschäfte besorgen wird.

Adrienne und ihre Schwester nahmen ihre Arbeit, und sezten sich still in eine Fenster-Vertiefung. Adrienne stickte ein Halstuch für Bibiane; Isabelle strickte Strümpfe für ihren kleinen Bruder Alexis.

Fünfzehntes Kapitel.

Die neue Freundin. — Das griechische Gastmahl. — Das Naturalien Kabinet.

Nach dem Glücke, mit sich selbst und seinem Gewissen im Frieden zu leben, gibt es kein wünschenswertheres, als das, dieß auch mit denen zu genießen, welche uns umgeben. Auf welche Seite man auch blickt, man sieht nichts als freundliche und vergnügte Gesichter. Betrachtet man sein eigenes Herz, man ist glücklich; fragt man seine Seele, sie antwortet durch Bewegungen der Freude: Gott und die Welt scheinen uns zu lächeln. Dieses waren die Gedanken Adriennens, während sie ihr Halstuch an der Seite ihrer Schwester stickte, als zwei Damen, von Hrn. Silver geführt, in das Zimmer traten. Dieß waren Madame Clemens und Felizie ihre Tochter, Nachbarinnen von Hrn. Silver, und welche lezterer zum Mittag-Essen eingeladen

hatte. Die beiden Schwestern standen auf und grüßten sie bescheiden. Eine edle Einfachheit ließ sich in der Haltung der Mutter bemerken; Unschuld und Treuherzigkeit waren auf Feliziens Gesichte verbreitet, einer schönen Blondine von vierzehn Jahren. Beide, in einen sehr gewöhlichen Zeug gekleidet, zeichneten sich auch durch die Ordnung uud Reinlichkeit ihres Anzuges aus. Madame Clemens, Wittwe eines Offiziers, wohnte sonst in Bayonne; aber seit dem Tode ihres Mannes auf eine kleine Pension zurückgesezt, welche sie der Gnade des Königs verdankte, hatte sie sich mit Felizien und zwei andern noch jüngern Kindern auf das Land zurückgezogen. Schon seit mehreren Jahren von der Stadt weg, durch die Mittelmäßigkeit ihrer Vermögensumstände zu einer eingezogenen Lebensart genöthigt, hatte Felizie keine andere Lebensart, als was ihre Mutter ihr zeigte; ein Unterricht, welcher immer unvollkommen bleibt, wenn die Ausübung sich nicht damit verbindet. Mit natürlichem Verstande, aber bis zur Uebertreibung furchtsam, schien Felizie manchmal eine

Person von wenig Kenntnissen zu seyn; aber bei dem geringsten Zuvorkommen überließ sich ihre einfache und liebenswürdige Seele ihrem natürlichen Hange. Dann war sie fröhlich, freimüthig, treuherzig. Ihre ungekünstelten Antworten hatten eine um so auffallendere Annehmlichkeit, als man sich ihrer nicht versah. Die Töchter des Hrn. Albert, gerührt von ihrer Schüchternheit, bemühten sich gleich anfänglich, sie ungezwungen zu machen. Es gelang ihnen, und Felizie zeigte sich so liebenswürdig, daß sie in wenigen Augenblicken eine wahre Freundschaft für sie faßten. Im Augenblick des Mittag=Essens liefen alle drei sich an der Hand haltend herbei. Der Pfarrer von Campan, welcher ein sehr braver Mann war, ungeachtet er ein wenig zu viel sprach und seine Leidenschaft für die Griechen manchmal zu weit trieb, lobte die Schönheit und die Bescheidenheit dieser jungen Personen.

Wenn ich euch betrachte, sagte er, so glaube ich die Grazien noch in ihrer Kindheit zu sehen, oder die Töchter des Minäus, so geschickt reiche Stoffe anzuzetteln, oder die der Niobe,

welche stolz auf ihre vierzehn Kinder, sich Latonen vorzuziehen wagte. Mit Ausnahme der Grazien hatten diese Mädchen alle ein beweinenswürdiges Loos, die einen wurden in Fledermäuse verwandelt, die andern durch Dianens und Apollo's Pfeile getödet. Gott bewahre euch, meine schönen Kinder, vor einem so grausamen Loose!

Man lachte über diesen Wunsch des guten Pfarrers von Campan sehr, und man wollte sich eben zur Tafel setzen, als neue Gäste bei Hrn. Silver ankamen. Hr. Leon, welcher in Bordeaux wohnte, und um die Bäder zu gebrauchen, nach Bagneres gekommen war, wollte nicht zurückkehren, ohne seinen alten Freund in Campan besucht zu haben. Auch mit Hrn. Leopold und Albert verbunden, war er erfreut sie am nämlichen Orte zu treffen. Hr. Leon war von seiner Nichte begleitet, einer alten Bekanntschaft von Adriennen und Isabellen. Diese war jene Mamsell Aspasia, von welcher Casimir schon vor zwei Monaten beim Anfange dieses Werks gesprochen hatte, ein dreistes, absprechendes

Mädchen, welche sich für ein Genie hielt, und es nicht ertragen konnte, daß man ihr Geschlecht auf sanfte und bescheidene Tugenden beschränke. Obschon die beiden Schwestern Aspasien nie sonderlich geliebt hatten, so verursachte ihnen doch diese unerwartete Zusammenkunft die Freude, welche man beinahe immer empfindet, wenn man alte Bekanntschaften trifft. Felizie allein fühlte ihre Fröhlichkeit verschwinden; sie wurde wieder schüchtern und schweigend. Einige geringschätzende Blicke, einige nicht genug geheime Fragen, von welchen sie der Gegenstand war, vollendeten ihre Verwirrung. Die beiden Schwestern versuchten umsonst, die Unterhaltung allgemein zu machen; Aspasie, unter ihnen sitzend, sprach von nichts als von Bordeaux, von seinen Festen und Schauspielen, eine Unterhaltung, woran Felizie keinen Theil hätte nehmen können, wenn sie auch das Herz gehabt hätte. Bei dem Nachtische machte Hr. Leon dem Hrn. Silver ein Compliment über seine vortrefflichen Weine.

Ich bin gewiß, sagte Hr. Leopold, daß die

Weine von Cos und Chios, welche bey den Alten so berühmt waren, dieses angenehme Getränk nicht aufwiegen.

Ich will es glauben, fügte der Pfarrer von Campan hinzu; aber gestehen wir auch, daß sie mit weit mehr Vergnügen zu trinken wußten, als wir; ich liebe die Griechen, und wenn ich ihr Vermögen hätte, ich würde mehr thun, als davon reden, ich würde sie nachahmen. Beim Eintritt in den Festsaal müßte man angenehm durch den Geruch des Räucherwerks überrascht werden, welches in silbernen Rauchpfannen brennte, und anstatt sich ganz demüthig auf Strohsessel zu setzen, sollte man sich auf Betten um die Tafel herum lagern.

Wo denken Sie hin, Pfarrer? erwiederte Hr. Silver; ich müßte denn die Tafel auf die Wiese stellen lassen, oder zuvörderst daran denken, mein Haus zu vergrößern. Könnte man eilf Betten in diesem Salon ausstellen? — Gut, fuhr der Pfarrer fort, man könnte mit den Sesseln zufrieden seyn; aber es würde nichts hindern, wenn ein Bedienter jedem von uns einen Blumen-

kranz auf den Kopf setzen würde; er könnte auch die Weingefäße so schmücken, und beim Anfang des Mahles würden wir einen König wählen, welcher demselben vorstünde. Dieser König würde darüber wachen, daß die Fröhlichkeit nicht in Unanständigkeit ausartete; er würde die Gesundheiten angeben, welche man ausbringen sollte, und den Augenblick anzeigen, in welchem man den Wein in langen Zügen trinkt.

Alles geht gut, bis auf den König, rief Aspasie, nur dieser Titel ärgert mich; denn, ohne Widerspruch gehört eine solche Herrschaft der liebenswürdigsten Frau des Festes.

Dann müßte man auch welche dabei haben, antwortete der Pfarrer, die Frauen wurden aber nicht dazu zugelassen.

In der That sehr einfältige Gastmähler, unterbrach Aspasie, die Griechen sind sehr impertinent!

Vielleicht thaten sie nicht so übel daran, erwiederte der Pfarrer. Bei einem festlichen Mahle erhizt der Wein manchmal die Köpfe bis zu dem Grade, daß man der Zunge eine aus-

schweifende Freiheit gestattet. Die Bescheidenheit der Frauen hätte darunter gelitten, und die Freude der Gäste wäre eingeschränkter gewesen. Während ihre Männer und ihre Väter, den Becher in der Hand, sangen, beschäftigten sie sich im Innern des Hauses mit ihrem Geschlechte angemessenen Arbeiten.

Ach ja! antwortete Aspasie ironisch, das Webschiffchen und die Nadel war ihre ganze Unterhaltung. Arme Weiber! so hat man uns jederzeit behandelt.

Wollten sie denn, daß man sie zu Archonten gemacht hätte? fragte sie Casimir.

Diese Frage erregte das Gelächter der ganzen Gesellschaft. Aspasie behauptete, daß sie diese Würde eben so gut hätten verlangen können als die Männer, und daß einzig Eifersucht sie in eine so dunkle Lage versetzt habe. Hr. Leopold machte ihr lächelnd bemerklich, daß sie das dritte Kapitel im ersten Buch Mosis vergesse, wonach die Frau zum Gehorsam verurtheilt ist. Aspasie wußte nicht mehr, was sie antworten sollte, als der Pfarrer ihr zu Hülfe kam, indem er die Lobsprüche

auf die griechischen Gastmähler fortsezte. Er lobte die Gesänge, die Tänze und die Spiele, welche dieselben gewöhnlich beendigten. Er nannte die ausgesuchtesten Gerichte, welche man gewöhnlich auf die Tafeln brachte, die Namen derjenigen Griechen, welche sich durch Pracht und Kostbarkeit ihrer Gastmähler auszeichneten; dann ging er zu den Lateinern über, und würde vielleicht auf der ganzen Welt herum gekommen seyn, wenn Hr. Leon ihn nicht unterbrochen hätte.

Wir sind weder Griechen noch Lateiner, sagte er, aber unter unsern Gebräuchen gibt es auch vorzügliche. Zu meiner Zeit verließ man sich nie, ohne daß ein jeder sein kleines Liedchen gesungen hätte, und dieß war nichts in Vergleichung mit der heutigen Musik. Ich meines Theils bin der Meinung, daß diese jungen Frauenzimmer uns das Vergnügen machen, sich hören zu lassen, und daß Aspasie anfangen solle.

Ei! wie wollen sie, daß ich singen solle, mein lieber Oheim, rief Aspasie; ich habe den Stimmhammer nicht, um mir den richtigen Ton zu geben.

Casimir biß sich in die Lippen, um sich des Lachens zu erwehren. Hr. Leon bat seine Nichte gutmüthig, sich zu helfen so gut als möglich. Endlich, nach vielen Schwierigkeiten sang sie mit mittelmäßiger Stimme, und vielen Ansprüchen, eine lange Arie, welche die Gesellschaft sehr langweilte, mit Ausnahme ihres Oheims, welcher eine übertriebene Zärtlichkeit für sie hatte. Isabelle entwickelte Geschmack und Verstand in dem epigrammatischen Vaudeville, das sie einen Augenblick nachher sang. Felizie, an ihrer Seite sitzend, und durch Hrn. Silver aufgefordert sich an ihrem Theil hören zu lassen, entschuldigte sich erröthend.

Ich kann nicht singen, sagte sie, ich habe es nie gelernt.

Was hindert das, meine liebe Felizie, erwiederte ihr Hr. Silver; die kleinen Vögel singen alle Tage, wenn sie schon keinen Lehrmeister gehabt haben. Sie werden uns erfreuen, wie diese.

Ungeachtet dieser liebenswürdigen Aufmunterung widerstand Felizie sanft. Schon hörte man auf sie zu bitten, da man ihre Verwir-

rung bemerkte, als Aspasie, durch eine unverzeihliche Bosheit getrieben, ihre Bitten so lebhaft wiederholte, daß Madame Clemens Felizien ein Zeichen gab, nicht länger zu widerstehen. Gehorsam den Befehlen ihrer Mutter, versuchte die arme Felizie, roth wie eine Rose und ganz bestürzt, eine alte Romanze zu singen, welche ihre Mutter sehr liebte. Die Natur hatte alles für sie gethan; die Kunst allein fehlte ihr. Mit ein wenig Kenntniß und weniger Schüchternheit hätte sie die Zierde eines Conzerts gemacht. An dem Tische des Hrn. Silver hatte sie wenigstens auf Nachsicht Anspruch zu machen. Die Veränderung ihrer Stimme, ihre Röthe und ihre Verwirrung, so geeignet, Theilnahme einzuflößen, reizten Aspasie zu einer beleidigenden Lustigkeit. Sie hielt das für lächerlich, was einfach und rührend war. Das Gesicht in einem Nastuch versteckt, verbarg sie nur schlecht ihr Gelächter, bald warf sie auf Felizien einen verstohlenen und spöttischen Blick, bald drückte sie Isabellen die Hand, gleichsam um ihr ihre Gedanken mitzutheilen; aber weit entfernt ihr zu antworten,

theilte Isabelle die Mißbilligung ihrer ganzen Familie, welche eine so häßliche Aufführung äußerst ärgerte. Felizie bemerkte bald, daß sie der Gegenstand des Spottes der Nichte des Hrn. Leon war. Ihre Stimme änderte sich immer mehr, ein Gelächter, schlechter verheimlicht als die vorigen, brachte sie vollends ganz aus der Fassung, sie konnte die Zeichen ihres Gefühls nicht länger zurückhalten, und ihre schwache Stimme erstickte in ihren Thränen. Adrienne und Isabelle warfen sich ihr um den Hals, und überhäuften sie mit Liebkosungen. Aspasie wollte durch falsches Lob ihren gemachten Fehler verbessern, wegen dessen sie von minder spöttischen Personen getadelt zu werden fürchtete. Die Männer und selbst ihr Oheim, lobten mit mehr Freimüthigkeit das Sanfte und die Reinheit von Feliziens Gesang.

„Liebes Kind," sagte Madam Clemens mit Rührung, „du hast in der Schule der Welt die Spöttereien niedrig denkender Personen noch nicht verachten gelernt. Du bist von der Brust der Natur nur ausgegangen, um

dich an die Bruſt der Freundſchaft zu werfen; wenn du aber die geringe Achtung kennteſt, welche man denen zu erweiſen hat, welche am meiſten glänzen wollen, ſie würden bald das Vermögen verlieren, dich zu demüthigen.“

Aſpaſie erröthete, denn ſie verſtand wohl, daß dieſe Worte ſie angingen. Hr. Leon, welcher ſie auch verſtand, glaubte ſich verpflichtet, ſeine Nichte zu tadeln. Hr. Silver wünſchte eine ſo unangenehme Scene zu beendigen, und ſchlug ſeinen Gäſten vor, ſein Naturalien-Kabinet zu beſichtigen.

Was denken Sie, meine Liebe, ſagte Aſpaſie ſich an Adriennens Ohr neigend, von einem Naturalien-Cabinet in Campan? Für die Gebirgsbewohner mag es ſehr merkwürdig ſeyn, aber wir, die wir die in Bordeaux geſehen haben, werden viel zu lachen haben.

So klein es auch ſeyn mag, antwortete Adrienne, ſo bin ich doch gewiß, mich ſehr unwiſſend dabei zu befinden. Das Maß meiner Kenntniſſe iſt ſo begränzt!

Ei, eine außerordentliche Beſcheidenheit, er-

wiederte Aspasie, ich habe Lust sie ein wenig zu bezweifeln. Ich bin freimüthiger, und wollte darauf schwören, daß ich das Kabinet des Hrn. Silver auswendig weiß.

Man ging durch eine kleine Gallerie, welche die Aussicht auf die Terrasse gewährte, hinein. Hr. Silver, welcher die Fenster öffnete, enthüllte seinen Gästen eine Menge Glasschränke, in welchen die Merkwürdigkeiten sich methodisch und mit Ordnung und bewundernswürdiger Reinlichkeit aufgestellt befanden.

Das zu den Künsten so nöthige Blei, das Zinn, das leichteste unter den Metallen, das Eisen, welches unter verschiedenen Formen die Erhaltung und den Tod gibt, das Kupfer, Nebenbuhler des Goldes und treuloser als dieses, das Silber, welches uns die Natur in den Minen in so vielerlei Gestalt zeigt, und das Gold, das vollkommenste Erz, das man aber ohne Kummer über die vielen Verbrechen, welche es verursacht, nicht sehen kann, waren unter andere geringere Arten geordnet.

Eine reiche Steinsammlung, merkwürdig und von großem Werthe, folgte dieser. Hier sah man noch rohe Diamanten, welche die Unwissenheit geringt schäzt, wie sie alles verachtet, was nicht die Augen blendet. Ein Bild des armen und ungekannten Gelehrten, verbergen sie unter einem wenig empfehlenden Aeußeren ihren Glanz und ihren Werth. Unter vielen Gegenständen dieser Art, deren Beschreibung hier zu lang wäre, bemerkte man mehrere Agate, auf welchen die Natur mit der größten Zartheit Landschaften gezeichnet hatte. Hr. Silver zeigte einen, welcher weit größer und höher war als die andern. Die Kunst hatte in diesem selbst die Unregelmäßigkeiten und Fehler der Natur zu benützen gewußt. Indem man einige Stellen mit Goldblättchen erhellte, hatte man ein altes Opferfest dargestellt. Eine Frau, welche die Urne mit der Asche ihres Mannes hielt, rief, ehe sie diese Urne in das Grab legte, die Macht der unterirdischen Gottheiten an.

Auf einer florentinischen Marmorplatte erschienen gleichfalls verschiedene Figuren, durch

Naturspiele gebildet, z. B. der Sonnen=
Aufgang, Ruinen von Schlössern, Obelisken
und Wolken. Andere Steine trugen den Stem=
pel von wahrhaften Pflanzen, welchen die Zeit
auf ihre Oberfläche eingedrückt hatte. Einer
unter denselben, Denkmal der allgemeinen Sünd=
fluth, welcher in einer Tiefe von mehr als sie=
benhundert Fuß in einer Steinkohlengrube in
Bretagne gefunden wurde, trug das Gepräge
von einem Farrenkraut, welches man nur in
China und Amerika findet.

Der Pfarrer von Campan machte auf einen
Assien=Stein oder Sarcophag aufmerksam,
welcher denjenigen gliche, die die Alten in die
Gräber legten, weil sie die Eigenschaft haben,
das Fleisch schnell zu zerstören, ehe sie verderben.
Er erklärte, daß der Name Assien, welchen sie
führen, von der alten Stadt Asius herrühre, in
welcher man den meisten Gebrauch davon ge=
macht habe. An der Seite des Assien=Steins
sah man einen von Memphis. Wenn er in
Weinessig eingeweicht wird, hat er die Kraft
die Glieder so starr zu machen, daß man selbst

die Schmerzen der Amputation nicht empfindet. Der Pfarrer hatte bei dieser Gelegenheit den Plinius angeführt, und als er sah, daß man ihn mit Vergnügen hörte, zeigte er eilig einen andern Stein, von welchem man, wie er sagte, die in Rom so geschäzten myrrhenischen Gefäße machte. Dies war eine Art schwarzes und polirtes Glas, so daß man denken könnte, es sey das Produkt eines Vulkans. Diese Gefäße enthielten gewöhnliche Parfümerien, und waren anfänglich so selten, daß die Römer sie bis siebenhundert zwanzig tausend Livres (30,000 Carolins) unseres Geldes bezahlten. Der Kaiser Nero trieb die Narrheit so weit, daß er ihnen sogar außerordentliche Ehre erweisen ließ. Er ließ sie bis auf die kleinsten Scherben sorgfältig sammeln, und errichtete ihnen ein prächtiges Grab.

Hr. Silver wünschte die Erzeugnisse der Natur nach und nach und methodisch bewundern zu lassen; aber der größte Theil seiner Gäste jung, ungeduldig und geblendet von so viel Reichthümern, lief von Schrank zu Schrank, und wußte nirgends sich festzusetzen. Von ihnen fortgeris=

sen, beschloß er auf gut Glück ihre Neugierde zu befriedigen, ohne sich an eine Regel zu binden. Das was sie am besten kannten, interessirte sie am meisten. So blieben sie auch fröhlich vor einer Menge Schmetterlinge stehen, deren Namen und Farben mit ihrer Schönheit wetteiferten.

Die Daphnis, der Cephalus, der Melibäus, der Admiral mit seinen feuerfarbnen Streifen, der Schmetterling „schöne Frau", welchen die Natur schon in der Raupe und in der Puppe mit den schönsten Farbenspielen geschmückt hatte: alle diese Schmetterlinge, leichte Kinder des Tages, bildeten, nachdem sie wenige Tage die Zierde der Fluren gewesen waren, gemeinschaftlich eine Sammlung der prächtigsten Farben, welche die Natur anwendet, um ihre verschiedenen Werke zu malen. Die Nachtschmetterlinge, furchtsamer aber nicht weniger bewundernswürdig, zeigten dem Tage die schönen Stickereien, welche er der Regel der Natur nach nicht sehen sollte. Man fand unter ihnen das vergoldete Gamma, welches auf seinen Flügeln den griechischen Buchstaben trägt, von welchem es seinen

Namen hat; den Sphinx, dessen Raupe die Stellung dieses fabelhaften Thieres nachmacht; und jenen andern Schmetterling, auf welchen die Natur das Siegel des Todes gedrückt zu haben scheint, indem sie auf seinen Körper einen entfleischten Menschenkopf malte. Dieser leztere, der größte unter allen, ist manchmal der Gegenstand eines abergläubischen Schreckens gewesen, nicht allein durch die düstere Zeichnung, welche er trägt, sondern auch durch ein sehr starkes Schwirren, das er hören läßt, eine Sonderbarkeit, welche man bei keinem andern Schmetterlinge trifft.

Nach ihnen zeigten sich die republikanischen Ameisen; die Bienen, so voll von Liebe und Treue für ihre Beherrscherin; die Heuschreckengrille, welche an nichts anders zu denken scheint, als sich zu belustigen, und indessen doch mit mühsamer Arbeit die Wiege ihrer Familie zubereitet. Mit Hülfe einer Säge, welche die Natur ihr gegeben hat, durchbohrt sie bis auf das Mark die trockenen Aeste, welche sich auf den Bäumen befinden. Während dieser Zeit läßt

das Männchen, welches keine Säge hat, ein kleines musikalisches Instrument ertönen, welches den militärischen Pauken vollkommen gleicht, und mit welchem sie das hervorbringt, was man den Gesang der Heuschreckengrille nennt.

Da sahen sie auch noch die Insekten, Jungfern genannt, mit ihren Gazeflügeln, ihrem schlanken Körper, und ihrer Smaragdfarbe. Eine von ihnen, ehe sie mit einem so schönen Putz geschmückt wurde, war ein finsterer Jäger voll List und Geduld. In der Tiefe eines Sandgrabens versteckt, welchen er mit erstaunlicher Geschicklichkeit zurichtet, wartet er zuweilen ganze Monate, bis das Schicksal ihm seine Beute zuführt. Dieser Graben, welcher einem Trichter gleicht, besteht immer aus beweglichem Sande. Das unvorsichtige Insekt, welches sich an den Rand dieses Abgrundes wagt, fällt mit den Körnern, welche sich losmachen, hinein. Selbst Flügel sind nicht hinreichend, sich der Gefahr zu entziehen. Kaum will es sich aufschwingen, so läßt der Jäger aus dem Grunde seines Hinterhalts einen Sandregen fallen, wel-

cher das Insekt ermüdet, und es in seine Gewalt fallen läßt. Dieser geschickte Jäger ist der Ameisen-Löwe, nicht daß er deßwegen Ameise wäre, sondern weil er besonders dieses Insekt vernichtet. Die Natur hat ihm blos Geschicklichkeit gegeben, um seine Existenz zu erhalten; er kann nicht auf Beute ausgehen, sein Gang ist blos eine kleine Erschütterung, welche er rückwärts macht.

Die jungen Leute bemerkten mit Vergnügen den Schildkäfer, ein sehr kleines Insekt, mit welchem sie sich in ihrer ersten Kindheit belustigten, und welchem seine unschuldige Schönheit den Namen „Gottesthierchen" verschafft hat. Sie hörten dann, was man von dem großen Wasserwurm weiß, welcher weniger durch seine olivenartige Farbe, als durch seine Geburt merkwürdig ist. Er trägt den Namen Mörderwurm, welchen seine Gefräßigkeit verdient. Immer in der Mitte des Wassers, mit zwei mörderischen Zähnen bewaffnet, durch zwölf schwarze, unbewegliche, auf seinem Kopf stehende Augen geleitet, schießt er auf seine Beute und verschlingt

sie. Er lebt blos von Fleisch und Blut bis zu dem Augenblick, wo er, zu der von der Natur festgesezten Epoche gelangt, sich in die Erde zurückzieht, sich in eine Puppe verwandelt, und von da als Käfer entwischt. Er kehrt auf das Wasser zurück, spinnt für seine Familie eine Wiege von Seide, welche leicht schwimmt, und aus welcher der Wurm kriecht, von dem wir so eben geredet haben.

Die jungen Wißbegierigen liefen schnell zu den ungeheueren Schlangen, welche noch zu drohen schienen, ungeachtet sie ohne Leben waren, und ohne auf den Pfarrer zu hören, welcher unter den Schlangen diejenigen erkennen wollte, welche den Stab des Mercurius gebildet haben, standen sie einen Augenblick bei den grauen und grünen Eidechsen stille, welchen sie alle Tage auf ihren Spaziergängen begegneten. Diese in unsern mittäglichen Provinzen so gewöhnliche Thiere, sind unschädlich und furchtsam. Bei dem mindesten Geräusch fliehen sie in die Gebüsche oder Steinritzen; ehe sie aber ganz verschwinden, sieht man sie lange unbeweglich und

die Augen fest auf den Menschen gerichtet, dessen Gegenwart, wie man sagt, sie lieben.

Hr. Silver zog ihre Aufmerksamkeit auf eine Natter, welche sie selbst nicht bemerkt hatten. Sie verdiente indessen Betrachtung, sowohl durch die sanfte Vertraulichkeit, in welcher sie gelebt, als durch die muthige Treue, welche ihren Tod verursacht hatte. Diese Natter, durch eine Italienerin erzogen, welche Hr. Silver auf seinen Reisen kennen lernte, unterschied die Stimme jener Frau unter mehreren andern. Sie schlich sich in ihren Busen, und um ihre Schultern, sie folgte ihr auf den Spaziergang. Eines Tages befand sich diese Frau in einem Schiffe, man warf die Natter in den Fluß. Sie schwamm dem Schiffe nach; aber ein Windstoß der sich erhob, schwellte die Wellen dergestalt, daß sie ihnen nicht widerstehen konnte. Die Frau rief sie umsonst mit einer schmeichelnden Stimme; sie verschwand nach fruchtlosen Anstrengungen. Man warf ein Netz aus, es war zu spät, die Natter war todt, als man sie aus dem Wasser zog. Diese kleine Anekdote

machte die Natter plötzlich so merkwürdig, daß jedes, das anfänglich ohne sie zu beachten nahe an ihr vorüber gegangen war, sie sehen und mit Muße betrachten wollte. Sie flößte keinen Widerwillen mehr ein. So besiegt ein gutes Naturell ungerechte Vorurtheile, und es zeigt sich hieraus, daß das zurückstoßendste Aeußere nicht zu verachten ist.

Die Sammlung der vierfüßigen Thiere war weniger vollkommen, als die andern, besonders an fremden Thieren. Man bewunderte indessen einen Tiger, welcher das Kabinet eines Königs nicht entstellt hätte; mehrere Tatous, welche die jungen Leute mit um so größerer Neugierde betrachteten, als Hr. Leopold ihrer in der Geschichte Azuma's erwähnt hatte; einen jungen Löwen, welcher aber noch keine Mähne hatte; dann ein Dutzend Affen; einige Hermeline, deren Pelzwerk so kostbar ist; fremde Schafe; einen irländischen Hund, eine Race von altem Ursprung und die größte von allen, und einen Schäferhund, welchen man als den Stamm von allen andern betrachtet, und welcher sich im=

mer als ein verständiger Führer, als wachsame Schildwache, als unterwürfiger und treuer Diener zeigt; den furchtsamen und unglücklichen Hasen, welcher immer verfolgt wird; das auch schüchterne Kaninchen, das aber geschickter ist, sich der Gefahr zu entziehen; der eine traurig und einsam, das andere munter und gesellschaftlich; beide befanden sich zwischen dem in Rettungsmitteln so erfahrenen Fuchs, und dem Eichhörnchen, welches an Gewandtheit beinahe den Vögeln gleich kommt.

Diese bildeten den schönsten Theil dieses Naturalien-Cabinets. Man sah hier zwischen dem Colibri, welcher im Fluge einem Diament-Funken gleicht, und dem Condor, dem größten und furchtbarsten der Vögel eine Menge der Luftbewohner, von verschiedenem Aeußeren und Federn. Die einen lebten auf den höchsten Bäumen, die andern verbargen ihr Nest in den Gebüschen. Diese gefallen sich einzig auf Felsen, jene fliegen haufenweise mitten in den Feldern; andere bestreifen mit ihren Flügeln die Wellen; eine große Anzahl vermeidet die Tageshelle, und eine noch größere begrüßt den Morgen mit fröh-

lichen Gesängen. Mehrere Vögel des Nordens, geschmückt mit ihrer blendenden Weiße, schienen noch mit dem Schnee ihres Landes bedeckt. Nachdem sie die prächtige Sammlung betrachtet hatten, führte ein sanfter Zug unsere jungen Neugierigen zu den Vögeln des Vaterlandes, zu denen, deren Nester um uns herum verborgen sind, und deren angenehme Gesänge uns auf unseren Spaziergängen erfreuen.

Die Nachtigall, so armselig in ihrem Schmucke, so reich und fruchtbar in ihrem Gesange, erhielt die ersten Ehrenbezeigungen. Mit einem großen Talente begabt, kann sie sich eines kleinen Stolzes nicht erwehren. Sie verachtet die Gesellschaft, und scheint sich mit ihrem Gesange über andere Vögel zu erheben. Sie erhebt ihre Stimme über alle, welche es wagen, sich hören zu lassen, und treibt den Ehrgeiz so weit, die Stimme des Menschen, den Schall der Instrumente übertönen zu wollen. Man hat sie in diesem Kampfe unterliegen sehen, überwunden durch ihre eigenen Anstrengungen. Die Nachtigall kömmt im Frühjahr in unsere Ge-

hölze, und verläßt sie bei der Annäherung des Winters, ohne daß man den Ort wüßte, wohin sie sich begibt; aber sey es nun daß sie reist, um ein ihr anständigeres Klima zu suchen, oder daß sie ihre Wohnung an unbewohnbaren Orten aufschlägt, so bleibt sie außer der Zeit der Liebe immer allein. Dann ist sie gefühlvoll, treu. Ihre Gesänge sind dann entweder süße Gespräche mit der Gattin, oder Unterricht der Kinder.

Die reisenden Schwalben mit ihrem schüchternen Gezwitscher haben nicht den Einfluß der Jahreszeiten nöthig, um ihresgleichen zu suchen. Sie fliehen alle zusammen die Strenge des Winters; gemeinschaftlich kommen sie zurück, um sich der Annehmlichkeiten des Frühlings zu erfreuen. Sie kennen das sanfte Gefühl, das an den Geburtsort bindet, und besuchen alle Jahre den Ort, an dem sie geboren wurden. Sie helfen sich wechselseitig bei Erbauung ihrer Nester, und die Stelle selbst, in sie zu ihrem Bau in unserer Nähe wählen, kündigt ihren Hang zur Gesellschaft an. Wehe dem, der diese unschuldigen Familien stören wollte, welche so zu

sagen unter unserem Schutze erzogen werden! Wie die Reisenden des Alterthums, welche sich auf den Heerd sezten und die Götter des Hauses anriefen, so nehmen auch einige Schwalben den Heerd zu ihrem Aufenthalte, wenn sie von ihrer langen Reise zurückkommen.

Die Sperlinge, welche unsere Wohnungen auch gerne besuchen, verlassen uns nicht so, wie die Schwalben; aber man weiß ihnen keinen Dank dafür. Mehr die Lust zum Rauben, als die Liebe zur Gesellschaft fesselt sie an uns. Diese Räuber, auf deren Kopf manchmal ein Preiß gesezt ist, vereinigen sich in Banden, um unsere Fruchtböden zu plündern, und wie es gewöhnlich täglich in schlechten Gesellschaften geht, statt ihren Raub in Frieden zu genießen, bekämpfen sie sich manchmal mit Wuth. Mißtrauisch und zudringlich wie sie sind, könnte man sagen, daß ihre Kenntniß der Menschen sie diese bald fürchten, bald verachten läßt.

Der Hänfling, der Gimpel, der Finke nnd die Amsel bringen die traurige Winterzeit bei uns zu; sie lassen aber während dieser Zeit ihren ange=

nehmen und abwechselnden Gesang nicht hören. Die Hänflinge fliegen truppweise, und geben manchmal einen Ruf von sich. Die einsame Amsel hüpft von Busch zu Busch. Man bemerkt sie von ferne zwischen entblätterten Brombeersträuchen; das Mißtrauen hält sie in großer Entfernung von dem Menschen.

Die geschwätzige Krähe und der schreiende Häher können in keiner Jahreszeit schweigen. Auf hohen Bäumen des Waldes sitzend, entdecken sie auf den Fußsteigen den furchtsamen Hasen, der sich von seinem Lager wagt, und verrathen ihn dem Jäger durch ihr lautes und wiederholtes Geschrei.

In den Reihen der Vögel saßen der Kukuk, welcher seine Nachkommenschaft kühn in Nester legt, die ihm nicht bestimmt sind; der Großschnabel, dessen Stimme einsame Wälder nie gehört haben; die Dohle, Freundin von Ruinen, und der Rabe, welcher Generationen von Menschen zählt.

Da es unmöglich war, in der Zeit von einigen Stunden alles genau zu sehen, und mehrere von denen, welche das Kabinet besahen, sich vornah-

men, ein andermal zurückzukommen, so verließ man die Vögel, um das Muschelwerk zu bewundern. Hr. Silver zeigte seinen Gästen sehr schöne Porzellan=Muscheln, welche in einigen Gegenden von Afrika als Münze dienen, und wovon die Canadier ihre Friedens=Halsbänder machen, deßwegen so genannt, weil beide Parteien diesen Schmuck sich bei den Verträgen anbieten. Er ließ sie auch eine Kronenschnecke von Rosenfarbe, und in Form eines Cylinders sehen, welche einigen wilden Völkern als Jagdhorn dient. Die Muscheln, Cauris genannt, schmücken den Reitzeug der Pferde im Morgenlande, und die Binsen=Matten, womit die Bewohner der Insel St. Martha die Mauern ihrer Häuser gewöhnlich bekleiden. Sinnreiche Arbeiter verfertigen aus der Perlenmutterschnecke eine schöne Perlenmutter, welche sie, mit Gold verbunden, zu den schönsten Gegenständen verarbeiten. Die Trompetenschnecke führte die römischen Legionen in den Krieg, welche sich ihrer statt einer Trompete bedienten. Einige wilde Völkerschaften vereinigen und setzen diese und andere Schneckenarten einem

Luftzuge aus, und tanzen nach dem Tone, welchen diese vom Winde bewegten Muscheln geben.

Der Nautilus, welcher wie man sagt, dem Menschen zuerst das Modell eines Schiffes gab, bewohnt mit dem größten Theil dieser Muscheln den ungeheueren Grund des Meeres. Wenn er die Oberfläche gewinnen will, kehrt er die Oeffnung seiner Muschel um, zeigt die Spitze, und steigt mit Schnelligkeit in die Höhe. Angekommen auf dem Wasser, wendet er geschickt sein kleines Schiffchen, und behält nur die zur Belastung nöthige Quantität Wasser. Er erhebt zwei von seinen Armen, an welchen sich eine kleine und leichte Haut befindet, welche ihm als Segel dient, zwei andere streckt er in das Wasser, welche seine Ruder werden, ein fünfter bildet das Steuerruder. Man begegnet manchmal bei ruhigem Wetter kleinen auf diese Art ausgerüsteten Flotten von Nautilus. Kann der Sturm oder eine andere Gefahr diese Schiffer bedrohen? Als erfahrne Seeleute ziehen sie Ruder und Segel ein, füllen ihr Schiff mit Wasser, und sinken auf den Meeresgrund zurück.

Die Corallen, die Madreporen, die Coral=linen, und andere Arbeiten der Polypen, bieten nicht weniger Merkwürdigkeiten dar. Diese schönen Wohnungen von beinahe unsichtbaren Thieren, gleichen bald den Pflanzen, wie die Coralle, deren rothe und weiße Zweige einen entblätterten Baum vorstellen, bald einem Vo=gelneste, bald einer Weintraube, bald einem Bienenstock. Die Schwämme, welche auch Poly=pen sind, nehmen auch eine Menge Formen an, wovon sie die Namen haben. Man trifft unter ihnen die Pansflöte mit sieben Röhren von ver=schiedener Länge, den Fächer, den Turban, die Kerze, welche sich in eine pyramidenförmige Säule erhebt, den Dreizack des Neptuns, den Meerschwamm, das Damhirschhorn.

Alle diese Polypen=Arten sind von so außer=ordentlichen Meerwürmern bewohnt, daß man an ihrem thierischen Daseyn gezweifelt hat. Sie sind nicht allein sehr klein, sondern man glaubt auch, wenn man sie sieht, Blumen zu sehen. Eine Menge kleiner Arme, in einem gemein=schaftlichen Mittelpunkt verbunden, zeigen in ih=

rer Ausbreitung nichts als den Anblick einer Blume, deren Blumenblätter in Strahlen zertheilt sind. Einige von ihnen, von der Zahl derer, welche sich keine Wohnungen bauen, gelten noch für wirkliche Blumen unter dem Namen Meer-Anemonen. Wenn das Meer ruhig ist, sieht man sie die Oberfläche der Felsen bedecken. Ihre Formen und ihre Farben zeigen dem erstaunten Auge ein Blumenbeet. Am Ende eines Stiels befestigt, senken sie sich hinein; wenn man sich ihrer bemächtigen will, ziehen sie sich zusammen, und aus einer aufgeblühten Blume wird ein Blumenknopf. Die Hand, welche sie brechen will, kann sie nicht berühren, ohne einen lang anhaltenden Schmerz zu empfinden. Diese Anemonen ziehen ihre Nahrung an sich und verschlingen sie, versenken sich in das Meer, und erscheinen wieder nach Belieben. Wenn auf der einen Seite dergleichen Charaktere gestatten, sie unter die Thiere zu ordnen, so nöthigt auf der andern Seite ihre sonderbare — mit den Pflanzen so harmonische Form die Naturforscher, dieses große Geheimniß der Natur unentschieden zu

lassen. Angekommen auf den Gränzen eines dieser Reiche, wissen sie dem Gegenstande ihres tiefen Nachdenkens keinen Platz anzuweisen.

Die Zeit rückte vor. Madame Clemens wünschte nach Hause zu gehen, und beendigte die Besichtigung des Kabinets damit, daß sie von Hrn. Silver Abschied nahm. Dieser leztere schlug den Damen vor, sie eine Strecke Weges zu begleiten. Man verließ seine Naturalien=sammlung mit den verdienten Lobsprüchen.

Nun, sagte Adrienne ganz leise zu Aspasien, sind Sie befriedigt durch das was wir gesehen haben?

Mein Gott! meine Liebe, antwortete Aspasie mit einer verächtlichen Miene, dies alles ist gut für einen Schüler. Wie viel ganz gewöhnliche Sachen bei einigen Seltenheiten! Sperlinge! Schwalben!

Ich versichere Sie, daß ich beinahe das alles, was man davon sagte, nicht wußte, erwiederte Adrienne, und daß das wenige, das ich von den Eigenschaften dieser Dinge behalten habe, sie mir für die Zukunft desto interessanter machen wird. Was hilft es mir, die Geschichte eines Thieres zu

wissen, das ich nie anders als in Kupferstich oder ausgebälgt sehe? Ich muß mich auf diejenigen verlassen, welche es studirt haben, und ich selbst bin dieses Vergnügens beraubt.

Es ist wahr, fuhr Aspasie ironisch fort, es ist sehr wichtig zu wissen, daß die Nachtigall ruhmsüchtig ist, die Sperlinge gerne plündern, und der Großschnabel niemals singt; aber es scheint mir, daß man mit eben so viel Vergnügen den Paradiesvogel sehen würde, dessen lange, glänzende und seidenartige Federn ihm eine solche Leichtigkeit geben, daß man lange glaubte, er ruhe niemals. Unter den Schlangen hätte ich gerne die Neja gefunden, welche die Indianer zu zähmen wissen, und in den Straßen öffentlich zeigen, wie man bei uns die Bären und Affen zeigt, trotz der Gefährlichkeit ihres Bisses, welcher in wenigen Augenblicken tödtet. Endlich habe ich das Zebra, den Panther, das Rhinoceros, den Strauß, und selbst den Löwen vergeblich gesucht, denn der — welchen Hr. Silver hat, ist nur ein Löwchen. Der Tiger ist in Wahrheit sehr schön; aber es ist nur ein Tiger

aus Guinea, an der Seite eines aus der neuen Welt würde er sehr klein seyn.

Aspasie, sehr zufrieden mit sich selbst, glaubte Adriennen einen hohen Begriff von ihren Kenntnissen gegeben zu haben. Unglücklicherweise endigte sie ihre Kritik mit einem Beweis von Unwissenheit, welcher der Tochter des Hrn. Albert nicht entging. Adrienne wußte, daß die Thiere von Afrika die stärksten und fürchterlichsten der Erde sind, während die von Amerika viel kleiner sind. Anstatt den Irrthum Aspasiens zu heben, schwieg sie stille aus Furcht sie zu demüthigen, und begnügte sich damit, die lächerlichen Ansprüche, welche dieses junge Mädchen zeigte, und so übel unterstüzte, aus Herzensgrund zu verachten.

Sechzehntes Kapitel.

Talente und Herzensgüte. — Der junge Dichter. — Der Bär.

Casimir, immer muthwillig, hatte sich in dem Kabinet des Hrn. Silver, lange über Aspasie belustigt. Er legte ihr tausend Fragen über die Gegenstände vor, welche sie vor Augen hatten; er freute sich in jeder Minute über ihre Verlegenheit, und fand sie immer am unwissendsten über die ihr nächsten Gegenstände. Während er seine Bosheiten Hypoliten erzählte, nahmen Felizie und ihre Mutter Abschied von der Gesellschaft. Die erstere, nachdem sie ihre neuen Freundin sehr zärtlich umarmt, und sie ganz leise gebeten hatte, sie nun auch einmal zu besuchen, grüßte Aspasien mit schüchterner Kälte, aber sie hütete sich wohl sie einzuladen, wie sie ihre Gesellschafterinnen eingeladen hatte. Ob sie schon die eine nicht besser kannte, als die andere, nahm sie

doch in Beziehung auf sie sehr verschiedene Gesinnungen mit sich. So kann man sich in dem Zeitraum von wenigen Stunden durch eine gute oder böse Handlung beliebt oder verächtlich machen.

Im Rückwege zu Hrn. Silver gab Aspasie den beiden Schwestern den Arm und wünschte ihnen Glück, endlich von dieser kleinen Dorfbewohnerin befreit zu seyn.

Bemühen Sie sich nicht, uns damit ein Compliment machen zu wollen, erwiederte Isabelle ein wenig spitzig, denn weit entfernt Ihrer Meinung zu seyn, können wir sogar eine entgegengesezte haben.

Adrienne.

Es ist wahr, so neu unsere Bekanntschaft mit Felizien ist, so fühle ich doch, daß ich sie nie ohne Bedauern verlassen werde.

Was höre ich? rief Aspasie; ist es möglich, daß solche Worte aus dem Munde der Töchter des Hrn. Albert kommen? Welche Annehmlichkeiten kann ihnen ein Mädchen ohne Erziehung darbieten?

Adrienne.

Wenn eine junge Person Anstand in ihrer Haltung, Reinheit in der Sprache, Zurückhaltung in ihren Reden zeigt, kann man nicht daraus schließen, daß sie sehr gut erzogen ist? Felizien mangelt keiner dieser Vortheile.

Aspasie.

Die nächste beste Bäuerin, mit reiner Sprache, wird ihnen die nämlichen Verdienste zeigen. Dieser Anstand und diese Zurückhaltung, welche sie so sehr rühmen, sind öfters nur der Mantel der Ungeschicklichkeit. Man schweigt, weil man nichts zu sagen weiß.

Isabelle.

Es ist immer ein Verdienst, wenn man zu schweigen weiß, und derjenige, welcher eine Dummheit zu sagen fürchtet, zeigt immer mehr Verstand, als der welcher glaubt, er könne keine sagen. Ueberdieß schweigt Felizie nicht immer. Vor Ihrer Ankunft unterhielten wir Drei uns recht angenehm.

Aspasie.

Aber was weiß sie denn?

Isa=

Isabelle.

Vielleicht viel mehr, als wir. Ein Tag reicht nicht zu, die Verdienste einer bescheidenen Person zu beurtheilen. Felizie rühmt sich nicht; ihre Mutter sucht sie nicht bemerklich zu machen. Wie wollen sie nun, daß man ihren Werth genau kennen lernen soll?

Aspasie.

Wenn wir von der Musik auf das Uebrige schließen, müssen wir in der That einen hohen Begriff von ihren Talenten bekommen!

Adrienne.

Die Talente sind nicht die Hauptsache. Bei einer guten Erziehung kann man sehr achtungswürdig werden, ohne eines zu besitzen.

Isabelle.

Ich finde, daß Felizie eine sehr schöne Stimme hat.

Aspasie.

Es ist die Schönheit einer bäuerischen Stimme, welche die Töne auf Gerathewohl, ohne Geschmack und Methode hinwirft. Haben Sie nicht auch die Wahl der alten Romanze bewundert?

Adrienne.

Ich erwartete nicht, daß ein in den Gebirgen verstecktes junges Mädchen Arietten von Paris singen werde. Uebrigens wissen Sie, daß ich die einfachen und rührenden Gesänge am meisten liebe; ich ziehe sie, so alt sie seyn mögen, unbedeutenden Worten vor, deren einziges Verdienst in der Musiknote liegt. Felizie hat uns beim Anfange gesagt, daß ihre Mutter diese Romanze liebe; eine durch diesen Grund getroffene Wahl sollte über das Lächerliche erhaben seyn.

Aspäsie.

Sie sprechen wie eine Predigerin, meine liebe Adrienne. Es gibt nichts Schmachtenderes und Weibischeres als das, was Sie da sagen. Aller dieser schönen Gründe ungeachtet kann Ihre Felizie ein sehr unwissendes Mädchen seyn; denn wo sollte sie das Zeichnen, die Experimental-Physik, die Mathematik, die todten und die lebenden Sprachen erlernt haben?

Ich bin Ihre Dienerin, erwiederte Isabelle lachend; wenn man aber dies Alles kennen, oder fürchten muß, für eine Person ohne Erziehung

von Ihnen gehalten zu werden, so versichere ich Sie, daß ich so unwissend bin als Felizie.

Aspasie.

Sie verstehen aber doch wenigstens die Musik, Sie tanzen sehr gut, und Sie haben Geschmack in Ihrem Putz. Dieses junge Mädchen ist wie eine Hofmeisterin gekleidet.

Adrienne.

Sie wissen ohne Zweifel nicht, daß Madame Clemens kein Vermögen besizt, daß sie noch zwei andere Kinder hat, und daß es also unmöglich ist, ihnen schöne Kleider zu kaufen.

Aspasie.

Kann man denn nicht wenigstens ein Kleid für außerordentliche Besuche haben?

Adrienne.

Warum soll man einen Tag gepuzter seyn, als man immer aufwenden kann? Ist die Armuth ein Laster, das man zu verbergen suchen muß? Ist es nicht verständiger sich nach seinem Vermögen zu richten? Felizie ist in ihrem Kleide von grober Baumwolle, mit ihrer Sanftmuth und ihrem schönen Gesichte, tausendmal interessanter,

als mit betrügerischem Putz beladen. Sie ist heute, was sie gestern war, nämlich die Tochter der Wittwe eines armen Offiziers.

An dieser Mamsell ist also Alles gut, erwiederte Aspasie verdrießlich. Um künftig zu gefallen, muß man nicht Jahreweis vor dem Clavier zubringen, keinen Zeichner theuer bezahlen, daß er uns in seiner Kunst unterrichte. Ohne Aufwand und Mühe, mit einem gemeinen Stoffe bekleidet, braucht man nur Mamsell Felizien nachzuahmen.

Sie verstehen mich nicht, antwortete Adrienne sanft; weit entfernt eine solche Ungunst auf die schönen Künste zu werfen, nehme ich alle Tage Unterricht von meiner Mutter. Sie würden Felizien nicht entstellen, aber Felizie ist liebenswürdig ohne sie, weil es nicht von ihr abhing, sie zu erwerben.

Isabella.

Diese Fertigkeiten sind sehr gut für die, welche sie besitzen, weil sie vor der langen Weile bewahren, aber was hilft es mir, wenn ich eine angenehme Gesellschafterin, eine Herzensfreundin

wünsche, ob sie die Musik wie Pergolese, und das Zeichnen wie Alban versteht? Wird sie mich deshalb mehr lieben?

Im Gegentheil, erwiederte Casimir, welcher sich in die Unterhaltung mischte, sie wird weit weniger Gefälligkeit für dich haben, als ein Mädchen die dies nicht versteht. Wenn du mit ihr von einem Ballanzug sprichst, wird sie mitleidig lächeln. Wenn du sie zu einem Morgen- oder Abend-Spaziergang aufforderst, wird sie dir vorstellen, daß die Kühle nur die Stimme verderbt. Eure angenehmsten Unterhaltungen werden Dissertationen über die Physik, Abhandlungen über die Mahlerei, oder die Regeln der Mathematik seyn.

Aspasie wollte sich wirklich erzürnen, als Adrienne das Wort nahm, und ihr mit vieler Anmuth sagte:

Wie glücklich sind die, welche wie Sie, meine liebe Aspasie, von Jugend auf die Wissenschaften geliebt haben, und sich ihrem Studium überlassen konnten! Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen dazu, und zweifle nicht, daß die An-

nehmlichkeiten, welche Sie dabei finden, nicht der einzige Grund seyen, der Sie veranlaßt, sie so wichtig zu behandeln; aber wie viele Personen sind entweder wegen ihres Vermögens, oder wegen ihres Wohnorts, dieser nämlichen Vortheile beraubt, welche Ihnen so theuer sind! Man muß dann mit ihrer Unwissenheit in diesem Punkt Nachsicht haben, und das darf uns nicht hindern, sie wegen der guten Eigenschaften ihres Herzens zu achten. Man fragt nicht, was sie wissen, man untersucht nur ob sie in ihrer Familie geliebt und geachtet sind, ob sie einen redlichen und gefälligen Charakter haben.

Aspasie, welche nicht wußte was sie antworten sollte, mußte wohl oder übel zugestehen, daß Adrienne Recht haben könne. Im Uebrigen, überzeugt, daß man bei Hrn. Silver ihr nicht die Achtung beweise, welche zu verdienen sie sich einbildete, veranlaßte sie ihren Oheim, welchen sie ganz nach ihrem Willen leitete, sich nur kurze Zeit aufzuhalten. Sie reisten ab, ohne daß Jemand es bedauerte.

Obschon Hr. Leon gut war, so wußte er sich

wegen seiner Schwachheit und Verblendung keine Achtung zu verschaffen, und Aspasie machte sich durch ihren Stolz und ihre Ansprüche überall lächerlich.

Am Tage ihrer Abreise selbst führten die beiden Schwestern den Vorsatz aus, welchen sie gefaßt hatten, nämlich Felizien zu besuchen. Hr. Silver wollte sie begleiten lassen, sie versicherten ihn aber, daß sie den Weg ganz gut finden würden, und daß sie sich ein Vergnügen machen, auf Gerathewohl diesen Spaziergang zu unternehmen. Sie nahmen einen Korb voll prächtiger Pflaumen mit, welchen Hr. Silver Madame Clemens schickte, und vertieften sich in den Wald, während sie abwechselnd eine Romanze sangen. Die Romanze war lang, die beiden Schwestern hatten so viel Vergnügen sich zu hören, daß sie erst sehr spät bemerkten, daß sie auf ihrem Weg verirrt waren. Eine wilde Landschaft war an die Stelle der lachenden Gebüsche von Campan getreten; ein Waldstrom brauste mitten in einem rauhen Wege zwischen schwarzen und unfruchtbaren Felsen.

Wo sind wir? rief Adrienne bleich vor Schrecken.

Ich weiß es nicht, erwiederte Isabelle lachend, wir können aber von dem Ort, von dem wir ausgegangen, nicht sehr entfernt seyn. Ehe wir unsern Weg suchen, laß mich, ich bitte dich, diese wilde Gegend betrachten. Wie das Gebraus dieses Waldstroms meinem Ohre gefällt! Betrachte, mit welcher Kühnheit er sich von der Höhe dieser Schlucht stürzt! wie er dann kocht! wie er auf alle Seiten einen weißen und leichten Schaum sprizt! . . . Aber du betrachtest nichts, du bist unruhig. Es ist wahr, da sind wir in einer fürchterlichen Einsamkeit, allen Gefahren ausgesezt.

Adrienne hatte bei diesen Worten die Augen voll Thränen. Isabelle erwiederte ein wenig lebhaft:

In der That, Adrienne, du hast Augenblicke wo du alle Vernunft verlierst. Der Schrecken verändert dich so, daß man dich gar nicht mehr kennt, und ich muß dir vorpredigen, ich, die ich die jüngere bin. Bedenke doch, daß

wir noch keine Stunde unterwegs sind, und daß wir ganz langsam gegangen sind. Wir sind vielleicht ganz nahe bei dem Hause der Madame Clemens, oder bei Campan; vielleicht verbirgt es uns nur ein Baum, oder ein Felsen. Ich bitte dich nur um fünf Minuten Ruhe, dann wollen wir unsern Weg zurücksuchen.

Adrienne wagte es nicht, ihrer Schwester dieses zu verweigern. Sie sezten sich auf einen Baumstrunk, welchen der Waldstrom kürzlich entwurzelt hatte. Durch einen kleinen Theil seiner Wurzeln noch mit der Erde verbunden, vegetirte er so umgeworfen mit seinen Zweigen und Blättern.

Der Muth und die Furcht theilen sich gleichseitig mit. Isabellens Ruhe hatte den furchtsamen Geist Adriennens unbemerkt sicher gemacht, sie lachte über ihren eigenen Schrecken, und indem sie den Baum betrachtete, auf welchem sie saßen, sagte sie zu ihrer Schwester:

Hier ist etwas, um zu einem Hirtengedicht zu beseelen. Dieser Baum, welcher anfänglich den Anstrengungen dieses ungestümen Waldstro-

mes widerstanden hat, endlich aber seiner Heftigkeit weichen mußte, ist das Bild eines Weisen, dessen Tugend unterliegt. Wie dieser Baum ist er umgestürzt, ohne todt zu seyn, er überlebt sich so zu sagen selbst. Die Tugend gab ihm seinen ganzen Ruhm; seines Hiiligthums beraubt vegetirt er blos noch im Staube.

Diese Idee gefällt mir, rief Isabelle, und ich fühle mich plötzlich wie begeistert. . . . Indessen ich habe es noch nie versucht, Verse zu machen; das muß schwer seyn?

Wenigstens ist es schwer, gute zu machen.

Ich kenne die Mensur, ich weiß ein wenig die Worte, welche sich zusammenreimen.

Das ist nicht alles. Die Wahl der Ausdrücke, die Richtigkeit der Gedanken, die Harmonie, die Klarheit müssen sich in guten Versen vereinigen.

Ich denke, daß der Wunsch sich in dieser Kunst zu versuchen, das Zeichen einer gewissen natürlichen Anlage seyn könnte.

Es könnte aber vielleicht unbesonnen seyn, sich zu sehr darauf zu verlassen; man könnte Ge-

fahr laufen sich in ein unglückliches Abenteuer einzulassen, wie jener arme Lucian.

Von welchem Abenteuer, und von welchem Lucian sprichst du?

Von Casimirs Freunde, dem ältern Sohn des Hrn. Valer. Weißt du die Geschichte von seinen Versen nicht?

Nein; erzähle sie mir.

Der junge Dichter.

Lucian war seit vier Jahren in einer Erziehungsanstalt, und obgleich er schon zwölf Jahre alt war, bemerkte doch Hr. Valer durchaus keine Fortschritte. Der Inhaber, welcher ein strenger und gerechter Mann war, verstand es nicht, den Eltern seiner Zöglinge zu schmeicheln, oder Zufriedenheit zu heucheln. Alle Jahre vertheilte er Preise in seinem Collegium, und Lucian erhielt niemals einen. Dessen ungeachtet fehlte es ihm nicht an Verstand und Gedächtniß, so daß man seine Unwissenheit als ein beinahe unauflösbares Räthsel betrachtete. Endlich entdeckte man, daß die Leidenschaft Verse zu machen,

ihn allein an den Fortschritten in seinem Studium hinderte. Er brachte alle seine Zeit hin um Lieder, Epigramme, Idyllen zu verfassen; er machte sie aus Furcht vor seinem Lehrer heimlich, und zeigte seine Arbeiten nur einigen auserwählten Kameraden. Ein ziemlich geistreiches Lied circulirte in dem Collegium, und kam bis zu dem Professor, welcher nun, wie Hr. Valer, das ihnen so lange unerklärliche Geheimniß entdeckte. Das Lied war eines von denjenigen, deren Verdienst blos in einigen gelungenen Versen besteht. Es enthielt mehrere schlechte und viele mittelmäßige. Hr. Valer konnte es nicht dulden, daß eine so unnütze Beschäftigung die kostbare Jugendzeit seines Sohnes raube; er dachte daher darauf, ihn durch ein sicheres Mittel davon abzubringen, welches fähig sey, in seinem Geiste einen stärkeren und dauernderen Eindruck hervorzubringen, als alle Vorstellungen. Hr. Valer holte ihn daher eines Tages im Collegium ab, um ihn auf ein Landgut zu führen, wo die ganze Familie wegen des Geburtstages seines Großvaters versammelt war. Unterwegs verwies er

ihm sanft, daß er aus seinem Geschmack an der Dichtkunst ein Geheimniß gemacht habe, und forderte ihn auf, zur Ehre seines Großvaters etwas zu verfassen, das diesen gewiß angenehm überraschen werde. Lucian versprach es freudig, und sezte sogleich seine junge Einbildungskraft in Bewegung. Kaum hatte er die ersten Begrüßungen seiner Familie erhalten, so schloß er sich in ein Kabinet ein, zum großen Verdruß seiner Schwestern und seiner Basen, welche nicht wußten, daß Lucian Dichter geworden war.

Der, welcher sich auf eine akademische Disputation vorbereitet, kann mit keinem größern Eifer arbeiten, als unser Schüler. Seine ganze Familie sollte Zeuge seiner Antrittsrolle seyn. Sie sollte Aufsehen machen, und einen hohen Begriff von seinem Verstande geben. Sein Held war ein alter Krieger, den aber seit einigen Jahren das Podagra in seinen Sessel fesselte. Lucian, diese beiden Umstände benützend, sagte in seinen Versen, deren Inhalt ich mich nur noch erinnere, daß der vorsichtige Greis in seiner Jugend Lorbeeren genug gesammelt habe, um ein Bett zur Ruhe in seinen alten Tagen

daraus zu machen. Lucian überlud seine Verse mit pomphaften Vergleichungen, mit hochfliegenden Worten: er blies beinahe die epische Trompete, um einen alten schwachen Greis zu besingen, welcher nur darin Vergnügen fand, seine zahlreiche Familie um sich zu sehen. Er überlas seine Verse mehreremal, verbesserte die einfachsten, ungeachtet sie die besten waren, und lief, sehr zufrieden mit sich selbst, zu seinem Vater, um ihm seine Arbeit zu zeigen. Die Frau des leztern war nicht in das Geheimniß eingeweiht; sie kam unversehens dazu, und man mußte sie davon unterrichten. Madame Valer kannte ihre Pflichten besser als die Verse. Das Angebinde ihres Sohnes schien ihr ein Meisterstück; sie konnte nur mit Mühe ihre Bewunderung mäßigen. Lucian bemerkte es, und seine Eigenliebe wuchs beträchtlich. Indessen las Hr. Valer die Arbeit, ohne seine Meinung zu äußern. Die Verse waren gerade so, wie er sie für seinen Plan nöthig hatte. Eine lächerliche Anmaßung ließ sich bei jedem Worte finden. Lucian über sein Stillschweigen erstaunt, fragte ihn um seine Meinung.

Was urtheilst denn du selbst darüber? antwortete Hr. Valer.

Sie wissen wohl, mein Vater, erwiederte Lucian mit einem gewissen Selbstvertrauen, daß ein Autor nicht sagen kann, was er von seinem Werke denkt.

Das heißt, entgegnete Hr. Valer, daß du mit dem deinigen zufrieden bist, denn außerdem könntest du deine Fehler gestehen.

Oh! ich denke nicht, daß es vollkommen sey, fuhr Lucian fort; aber es scheint mir, daß die, welche ich im Collegium machte, und welche man gut fand, diesen nicht gleich kamen.

Nun, sagte Hr. Valer, weil du damit zufrieden bist, will ich sie in den Merkur einrücken lassen.

Wie, das wollten Sie?

Ja. Du weißt daß der Herausgeber dieses Blattes einer meiner alten Freunde ist, ich will ihm schreiben, und in acht Tagen werden wir deine Verse sehen.

Ach mein Vater! welche Freude machen Sie mir! Was, diese Verse da, diese Verse, welche ich

so eben gemacht habe, werden von Allen gelesen, welche den Merkur bekommen? Welche Ehre für mich! Mein Vater, wenn Sie Ihren Freund bitten würden, eine oder zwei Linien kritische Bemerkungen hinzuzufügen? das würde sie bemerklicher machen.

Gut! aber wenn diese Bemerkungen nicht zu deinem Vortheil ausfallen? denn ich benachrichtige dich, daß dieser Schriftsteller bis zur Strenge gerecht, und von einer solchen Rechtschaffenheit ist, daß er nie, und ohne alle Rücksicht gegen seine Ueberzeugung spricht. Ich kann ihm wohl sagen, daß du mein Sohn bist, entweder schweigt er, oder sagt er die Wahrheit.

Aber, mein Vater, wenn Sie meine Verse des Druckes würdig halten. . . .

Ei mein Gott! mein Freund, das Urtheil derer, die uns lieben, ist immer sehr verdächtig. Deiner Mutter und mir ist die Nachsicht immer natürlich, wenn es sich von unseren Kindern handelt!

Ich versichere dich, mein Lieber, sagte Madame Valer, welche vor Begierde brannte, die

Verse gedruckt, und selbst in dem Musen = Alma= nach zu sehen, es gibt viele, die mir nicht so angenehm geschienen haben, als diese. Ich verstehe mich in Wahrheit nicht sehr darauf, aber denke an das zarte Alter Lucians: wenn man weiß, daß er erst zwölf Jahre alt ist, kann man sich nicht enthalten, seine Dichtung außer= ordentlich zu finden.

Mama hat Recht, erwiederte Lucian, eine große Jugend verdient Nachsicht.

Nun wohl es sey, sagte Hr. Valer, die Verse sollen gedruckt werden. Und er schrieb sogleich an den Herausgeber des Merkurs.

Weniger eingenommene Personen als Lucian und seine Mutter hätten leicht die Gedanken des Hrn. Valer errathen; aber auf einer Seite die Einbildung, und auf der andern eine blinde Zärt= lichkeit, hinderten sie, etwas zu bemerken. Lu= cian war freudetrunken. Er nahm einen Ei= gendünkel, eine Geringschätzung der Vergnügun= gen seiner Freunde an, welche verursachten, daß Hr. Valer sich seines Entschlusses doppelt freute.

Diese acht Tage der Erwartung schienen unserm

jungen Dichter acht Jahrhunderte, und das Geheimniß drückte ihn so schwer, daß er es nur bis zum Geburtstage seines Großvaters bewahrte. Der Greis überrascht und erfreut, glaubte Verse, die ihm zu Ehren gemacht worden, nicht tadeln zu dürfen. Das Bett von Lorbeeren schmeichelte ihm. Er überhäufte den Verfasser mit Lobsprüchen. Man trank fröhlich auf seine Gesundheit, dreimal mußte er seine Verse wiederholen, die Früchte einer aufkeimenden Muse; und das Blatt, worauf sie geschrieben waren, lief von Hand zu Hand um die Tafel. In dieser Trunkenheit von Stolz ließ Lucian das Geheimniß von der Sendung in den Merkur entwischen. Einige Familienglieder blieben ausdrücklich da, um sich des Triumphs Lucians zu freuen. Endlich erschien der so sehr gewünschte Tag. Hr. Valer nahm das Blatt, jedermann richtete die Augen auf ihn. Lucian stehend, und über seine Schulter gelehnt, folgte jeder Seite mit den Augen. Plötzlich rief er:

Sie sind da! und ein allgemeines Beifallklatschen ließ sich hören.

Es sind Bemerkungen beigefügt, sezte Hr. Valer hinzu. Willst du, daß ich sie lese?

Ich wünschte es, antwortete Lucian mit gedämpfter Stimme.

In diesem kritischen Augenblicke schlug ihm das Herz, und er hatte nicht mehr in den Merkur gesehen. Hinter dem Sessel seiner Mutter stehend, erwartete er die Beurtheilung mit Unruhe. Hr. Valer las ungefähr folgende Worte:

„Ohne die Bitte eines Freundes, welcher mir „diese Verse zugeschickt hat, unter der Empfeh„lung, ihrer Erwähnung zu thun, würde ich „meine Leser mit keinem so erbärmlichen Mach„werk belästigen.“

Bei diesem Anfang zeigten alle Gesichter Erstaunen, und Lucian fühlte die Dornen, womit der Ruhm seine Verehrer manchmal verwundet.

Hr. Valer fuhr fort:

„Es ist, sagt man mir, das Werk eines „zwölfjährigen Kindes; nach diesem kann man „voraussehen, daß niemals ein großer Dichter „aus ihm wird. Ich beklage seinen Vater, der, „indem er ihm eine gute Erziehung zu geben

„sucht, nie eine andere Belohnung seiner Be=
„mühungen erhalten wird, als eine Menge
„schlechter und unbekannt bleibender Verse.
„Die Profession des Dichters ist nur einem
„großen Genie verzeihlich. Jeder mittel=
„mäßige Kopf ist blos zum öffentlichen Ge=
„lächter bestimmt, wenn er Bewunderung
„sucht, die er nicht verdient. Ein solcher
„schlechter Reimer wäre vielleicht ein guter
„Advokat, oder ein geachteter Arzt geworden,
„wenn er sich diesen Beschäftigungen gewid=
„met hätte. Ich will damit nicht sagen, daß
„es nicht auch große Talente erfordere, um
„diese Wissenschaften auszuüben; da sie aber
„einen nützlichen Zweck haben, welchen man
„ohne berühmt zu werden, erreichen kann,
„so kann auch ein gewöhnlicher Kopf sich dar=
„ein finden. Im Gegentheil, die frivole
„Wissenschaft des Poeten vereinigt sich nie
„mit dem Glücke. Entweder muß sie in den
„Himmeln gehen oder auf der Erde kriechen.
„Sie lebt nur von Bewunderung und Lob,
„Tribute, womit die Menschen geizig sind,

„und welche man ihnen entreißen muß. Das „Lesen der Verse unsers jungen Reimers wird „diejenigen, welche die Geduld haben sie zu „durchlaufen, leicht überzeugen, daß der Ruhm, „von welchem ich rede, ihm nicht bestimmt „ist. Indem er stark schlug, glaubte er rich„tig zu schlagen, und dieß ist ein Beweis ei„nes schlechten Geschmacks. Ich würde von „einigen einfachen und natürlichen Versen bes„ser geurtheilt haben, als von dieser Art auf„geblasener Ode, deren jeder Schüler zu ma„chen im Stande ist. Ich habe blos noch „denen, welche ihn erziehen, einen Rath zu „geben; dieser ist, sich frühzeitig gegen eine „Tollheit zu waffnen, welche die kostbare Zeit „verlieren macht. Statt der Lobeserhebun„gen, welche er erwartet, wird es gut seyn, „jedes seiner Stücke mit einer derben Züchti„gung zu empfangen, und wie stark auch seine „aufkeimende Muse seyn mag, ich glaube „versichern zu dürfen, daß sie einer solchen „Diät nicht widerstehen wird.“

Du kannst dir leicht vorstellen, fuhr Adrienne

fort, welche Wirkung diese niederdonnernden Zeilen hervorbringen mußten. Lucian, aufs tiefste gedemüthigt, hatte das Gesicht an der Brust seiner Mutter verborgen, und vergoß einen Thränenstrom. Seine Mutter war gegen den Merkur aufgebracht, welchen der Greis einer etwas zu großen Strenge beschuldigte. Die andern Personen der Familie waren der nämlichen Meinung, oder stellten sich wenigstens es zu seyn. Hr. Valer allein behauptete, daß es sicher sey, daß der Censor besser als sie alle sehe, und daß ohne ihre Zärtlichkeit für Lucian dieß Urtheil auch das ihrige seyn würde.

Lucian hatte viele Mühe, sich über einen solchen Sturz zu trösten. Er bereute es sehr, kritische Bemerkungen verlangt zu haben, und der Gedanke, daß sie von vielen Leuten gelesen werden, ein Gedanke, der ihm anfänglich so angenehm war, durchdrang ihn mit Schmerz. Er verzichtete für immer auf eine Laufbahn, deren erste Schritte ihm so viel gekostet hatten; er wendete die Leichtigkeit, womit ihn die Natur begabt hatte, auf ernstere Studien, und

du erinnerst dich, daß man ihn vor einem Jahre als den geschicktesten Schüler im Collegium betrachtete.

Sieh da ein Abenteuer, das ich nicht kannte, und das mich wirklich angenehm unterhalten hat, erwiederte Isabelle. Ich stelle mir diesen armen Jungen vor, wie er von einer großen Freude in eine größere Verwirrung überging, und das vor den Personen, welche ausdrücklich geblieben waren, um sich seines Triumphs zu freuen!

Das bekümmerte ihn gerade am meisten. Er sah oder glaubte auf den Gesichtern seiner Basen jenes kleine boshafte und schmerzende Mitleiden zu sehen, welches der Eigenliebe so wehe thut. . . . Aber wir denken nicht mehr an unsern Weg, und fünf Minuten sind schon längst vorüber.

Bleiben wir noch einen Augenblick, wir sind so gut auf diesem Felsen! du hast jezt keine Furcht mehr. Wenn wir unser Frühstück bei uns hätten, könnten wir ein kleines ländliches Mahl einnehmen, das um so angenehmer wäre, als ich fast vor Hunger sterbe.

Es scheint mir, daß ich auch mit Vergnügen äße. Ich habe hier Brod in meinem Arbeits=Beutel, aber es ist hart und rauh.

Durch welchen Zufall kommt es da hinein?

Ich habe es genommen, um es im Vorüber=gehen dem großen rothen Hund zu geben, wel=cher mir so viel Furcht macht.

Ich verstehe, du wolltest ihm den Hof ma=chen. So hart dieß Brod ist, wollen wir es nicht theilen?

Herzlich gerne; der Hunger wird die Güte ersetzen.

Und diese schönen Pflaumen?

O Isabelle, wir können sie nicht berühren, das ist anvertrautes Gut.

Wissen wir nicht gewiß, daß wir unsern Theil davon haben werden, wenn wir sie zu Madame Clemens bringen?

Das thut nichts. Es scheint mir, wir thun besser daran, wenn wir jezt nicht davon essen. Eine gewisse Delikatesse, welche ich besser fühle als ausdrücken kann, verpflichtet uns dazu.

Es ist doch hart, neben so schönen Früchten so rauhes trockenes Brod zu essen.

Es ist aber auch löblich dem Vertrauen derer zu entsprechen, welche sie uns übergeben haben. Wenn wir in leichten Fällen nicht fest genug wären, uns diese Pflicht aufzulegen, was würden wir an der Stelle jener römischen Familie thun, welche in das tiefste Elend versunken, lieber Hunger sterben wollte, als ein reiches Depot zu berühren, welches man ihr anvertraut hatte?

Nun so laß mich wenigstens diesen Pflaumenkorb verstecken, damit ich nicht die Strafe des Tantalus leide.

Als Isabelle aufstand, um sich mit dem Korbe zu entfernen, erblickte sie einen Bären, welcher auf der andern Seite des Waldstromes auf den Felsen lief. Dieser Anblick machte sie ein wenig stutzen; sie gab ihrer Schwester ein Zeichen, indem sie ihr den Bären zeigte, kein Geräusch zu machen, in der Besorgniß, seine Aufmerksamkeit auf ihre Seite zu richten. Adrienne, statt diesem Rath zu folgen, stieß voller Angst und Schrecken einen durchdringenden Schrei aus,

und floh aus allen Kräften. Sie hielt nicht an, bis ihr der Athem mangelte, und nun erst bemerkte sie, daß Isabelle ihr nicht gefolgt war. Ein lebhafter Schmerz bemächtigte sich Adriennens, sie weinte bitterlich, und warf sich vor, ihre Schwester verlassen zu haben.

Isabelle, meine liebe Isabelle! schrie sie, was ist aus dir geworden? Umsonst hast du mir Stillschweigen empfohlen; mein unvorsichtiges Geschrei hat den Bären herbeigelockt! vielleicht hat er dich gefressen! und ich bin Schuld daran! unglückliche Adrienne! wohin hat dich dein Kleinmuth geführt! du hast nur an dich selbst gedacht, und deine Schwester in der Gefahr stecken lassen! ach! ich kann nicht mehr zu meinen Eltern zurück; sie werden mich verabscheuen! aber wo gehe ich hin? . . . Wenn meine Schwester nun verwundet wäre? . . . wenn sie meiner Hülfe bedürftig wäre? . . . aber wie! an den Waldstrom zurückkehren! . . . der Bär ist vielleicht noch da! . . . nun wohl, und wenn er mich auch tödtet wie Isabellen! ach wie bin ich so unglücklich! . . .

Sie stand auf, um zurückzukehren, obschon dieser Vorsatz sie im Innersten ergriff. Sie glaubte ganz zuversichtlich, dem Tode entgegen zu gehen. Das Herz schlug ihr außerordentlich; große Schweißtropfen fielen ihr von der Stirne, und ihre Angst wuchs mit jedem Schritte in dem Maße, als sie sich dem Waldstrom näherte. Sie sah weder den Bären noch Isabellen, als sie aber mit Vorsicht weiter vorwärts ging, hörte sie etwas sich in den Blättern rühren. Adrienne, fest überzeugt, daß dieß der Bär sey, fiel auf die Kniee nieder und schloß die Augen, um den Gegenstand ihres Schreckens nicht zu sehen. Plötzlich fühlte sie sich von zwei Armen umfangen, welche sie nicht zu ersticken suchten, es waren Isabellens Arme. Auf den Ton dieser lieben Stimme öffnete die arme Adrienne die Augen, und Freudenthränen benezten die Wangen beider Schwestern. Sie hielten sich lange umarmt, ohne Worte finden zu können. Isabelle erholte sich am ersten; aber kaum öffnete sie den Mund, so zog sie Adrienne lebhaft fort:

Laß uns von hier weggehen, sagte sie, ich

glaube immer dieses schreckliche Thier zu sehen oder zu hören.

Isabelle nahm den Korb mit den Pflaumen und folgte Adriennen bis zu einem kleinen Hause, wo man ihnen den Aufenthalt der Madame Clemens zeigte, welcher nicht mehr weit entfernt war.

Da wir nun hier in Sicherheit sind, nahm Isabelle das Wort, so wollen wir ein wenig von unserm Abenteuer schwatzen. Es ist traurig und lustig zu gleicher Zeit.

Traurig, schon recht, erwiederte Adrienne, aber lustig, das kann ich nicht zugeben. Ich habe in meinem Leben keinen solchen Schrecken gehabt, und kann mich nur mit Mühe davon erholen.

Nun, und ich versichere dich, ohne alle Ursache.

Oh! alle Welt, Isabelle, das heißt die Kühnheit bis zur Verwegenheit treiben. Du vergissest, daß der Bär ein wildes, blutdürstiges Thier ist.

Nichtsweniger. Er greift nie zuerst an, und verwundet blos um sich zu vertheidigen. Er

lebt von Wurzeln und Früchten. Nur unsere Pflaumen waren in Gefahr.

Entweder dein Gedächtniß oder das meinige sind sehr im Irrthum. Ich glaube in Betreff der Bären Geschichten gelesen zu haben, welche nicht recht mit dem übereinstimmen, was du mir sagst. Wir wollen unsere Eltern um Erklärung bitten, erzähle mir indessen, was dir begegnet ist.

Nicht das mindeste. Ich habe mich nach deiner Flucht in das Gebüsch versteckt. . . .

Ah! ah! du fürchtetest dich doch auch?

Dein Geschrei hat mich ein wenig unruhig gemacht. Der Bär, ohne bösartig zu seyn, ist, wie man sagt, sehr leicht zum Zorn zu reizen; eine Kleinigkeit beleidigt ihn. Ich fürchtete, daß der Schall deiner Stimme ihn ein wenig geärgert haben könnte, deßwegen machte ich mich ihm aus dem Gesichte, ohne ihn deßwegen aus den Augen zu lassen.

Nun hast du eine gutmüthige Miene an ihm gefunden?

Ja, er schien mir sehr ruhig zu seyn. Nachdem er den Kopf auf dein Geschrei ein wenig

gewendet hatte, sezte er seinen Weg nach dem Gipfel der Gebirge fort. Dann bin ich aus meinem Schlupfwinkel hervorgegangen, habe mich überall umgesehen, und als ich dich nicht mehr bemerkte, ging ich dich zu suchen, als ich dich zurückkommen hörte. Ich habe mich wieder in das Laubwerk versteckt, um mich ein wenig an deiner Unruhe zu belustigen. Deine Thränen, deine Bläße, dein Schrecken haben mir so viel Mitleiden eingeflößt, daß ich es nicht lange aushalten konnte.

Indem die beiden Schwestern so miteinander schwazten, langten sie am Ziel ihrer kleinen Reise an.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Besuch. — Der botanische Unterricht. — Die Zigeunerin.

Adrienne und Isabelle bemerkten in einem Stalle, dessen Thüre halb offen war, eine junge Bäuerin mit dem Melken beschäftigt. Sie gingen auf sie zu, und fragten nach der Frau des Hauses. Die junge Bäuerin stand sogleich auf, sezte den Milchnapf auf die Erde und kam, nachdem sie einen Theil ihrer blonden Haare, die ihr Gesicht bedeckten, zurückgeworfen hatte, lächelnd auf die beiden Schwestern zu, um sie zu umarmen. Diese junge Bäuerin war Feltzie. Ihre Freundinnen wurden ein wenig überrascht, sie in solcher Kleidung und bei solcher Beschäftigung zu treffen; sie ließen sich es aber nicht merken, und empfingen sie nicht weniger zärtlich. Felizie bat um Erlaubniß ihre lezte Ziege melken zu dürfen, goß dann ihre Milch in reinliche

Töpfe, schloß den Stall, und führte die jungen Mädchen in das Haus. Madame Clemens, ungefähr wie Felizie gekleidet, bereitete einen Teig um Brod zu backen, einzig durch eine alte Magd unterstüzt, welche in glücklicheren Tagen ihre Kinder erzogen hatte. Madame Clemens bat in einem edeln und ausdrucksvollen Tone, aber ohne Verwirrung, die Mädchen, es zu entschuldigen, daß sie an ihrer Arbeit bleibe, welche man ohne Nachtheil nicht verlassen könne. Felizie führte sie zum Ausruhen in ein anderes Zimmer, wo sich ihre beiden jungen Brüder befanden. Der ältere schrieb ein Schreibexercitium ab, der jüngere baute ein Kartenschloß, welches Felizie einreißen mußte, um ihren Freundinnen Platz zu machen. Das Kind weinte, Felizie nahm es auf ihre Kniee, und suchte es zu trösten. Während sie ihm schmeichelte, unterhielt sie sich mit Isabellen und ihrer Schwester, und lachte über das Abenteuer mit dem Bären, welches die erstere ihr erzählte. Madame Clemens kam bald, um ihre Gäste aufzusuchen, und Felizie ging um das Mittagessen zu bereiten. Die

Tafel wurde an dem nämlichen Orte aufgestellt, wo Madame Clemens geknetet hatte, denn es waren nur zwei Zimmer im Hause. Der Backtrog war geschlossen und mit einem Teppich bedeckt. Eine große Reinlichkeit herrschte in dem ganzen Zimmer, und besonders auf dem Tische, wo alles mit vielem Geschmack vertheilt war. Felizie hatte ihrer Kleidung blos eine blendend weiße Leinwandschürze beigefügt, ihre frischgeflochtenen Haare bildeten einen Kranz um ihren Kopf. Das Mittagessen war ausgesuchter, als die zwei Schwestern erwarteten. Ein gut genährtes Huhn, vortrefflicher Rahm, künstlich theils eingemacht mit Zucker, theils in ihrer natürlichen Form erhaltene Früchte, ein herrliches Getränk, und die Pflaumen des Hrn. Silver trugen dazu bei, unsere jungen Reisenden für das schlechte Frühstück zu entschädigen, das sie genossen hatten.

Kaum war man von der Tafel aufgestanden, so kamen drei kleine Mädchen, jede ein Buch unter dem Arm. Felizie ging ihnen entgegen, liebkoste jedes, und nachdem Sie ihnen den Ueber-

rest des Mittagessens vertheilte, schickte sie sie wieder mit der Bemerkung fort, daß sie heute keine Zeit hätte, sie anzunehmen.

Was wollen denn diese Kinder? fragte Adrienne.

Ich bin ihre Lehrerin, erwiederte Felizie lachend. Alle Tage um diese Stunde lasse ich sie lesen und beten. Wie Sie sehen, so habe ich noch wenig Zöglinge, mit der Zeit wird man aber Vertrauen zu mir fassen.

Und Sie werden gut dafür bezahlt, meine liebe Freundin? sagte Isabelle.

Ich nehme nichts, gar nichts von ihnen, antwortete Felizie; es geschieht einzig darum, um ihnen einen Dienst zu thun.

Das ist recht schön von Ihnen, fuhr Isabelle fort; denn ich glaube, daß dieß ein sehr langweiliges Geschäft seyn muß.

Es ist wahr, man muß sich mit großer Geduld waffnen, entgegnete Felizie; aber was wollen Sie? Meine Mutter ist arm, ich kann nichts geben, und es ist so süß, Gutes zu thun! denn Unterricht ist auch eine Wohlthat. Wir sind

mit armen Leuten umgeben, welche ihre Kinder nicht in die Schüle schicken können. Ich sagte zu mir selbst: Wie der Apostel, habe ich weder Gold noch Silber; aber weil ich etwas besitze, das diesen armen Kindern zu wissen nützlich seyn kann, so will ich den Schatz mit ihnen theilen, der in meiner Gewalt ist.

Adriennens Augen füllten sich mit Thränen. O wie liebenswürdig erschien ihr Felizie in diesem Augenblicke! Dieses herrliche Kind bemerkte die Rührung nicht, welche es veranlaßte. Sie fing von etwas Anderm zu sprechen an, und rühmte ihr Blumenland ihren Freundinnen, welche sie dahin führte. Sie zeigte ihnen eine Aloe von Sanct Domingo, welche sie mit vieler Mühe erzogen hatte, denn diese Pflanze scheuet ein kal=tes Klima, unter dessen Einfluß sie selten blühet. Aus der Mitte einer Masse von fleischigen, großen, dicken, pyramidenförmigen und am Rande mit Stacheln versehenen Blättern, erhob sich kühn ein schlanker Stengel, welcher in eine mit Knöpfen bedeckte Aehre sich endigte. Jeder Knopf versprach eine gelbrothe, leicht gegen den

Stiel geneigte Blume. Wenn alle Blumen aufgehen, bildet diese Aehre, stolz emporgehoben, einen äußerst angenehmen Anblick; aber Felizie glaubte nicht sich dessen erfreuen zu dürfen, ob sie schon alle Sorgfalt darauf verwendete. Ihre Hoffnung wurde schon das Jahr vorher durch eine schnell eingefallene große Kälte vereitelt.

Der Ingwer aus Ostindien machte ihr weniger Mühe, und verschönerte ihr Blumenbeet mehr, sowohl durch seine grünliche Aehrenform, mit einigen nur einen Tag blühenden Blumen, als auch durch die Schalen dieser nämlichen Aehre, welche gelb bemahlt und mit einem glänzenden Roth besezt waren, und sich in aller ihrer Schönheit zeigten. Indessen, aus einem in den Herzen der Sterblichen so gewöhnlichen Gefühl, hätte ihn Felizie mit allen anderen Pflanzen gerne hingegeben, wenn sie ihre Aloe einmal dafür zum Blühen gebracht hätte. Je mehr diese Sorgfalt erforderte, desto lieber war sie ihr.

Einige schöne Gesträuche waren in den Winkel des Beetes gepflanzt, wo jedes einen angenehmen Schatten darbot. Hier befand sich der

Azedarac, mit dem Beinamen indischer Holunder. Der verbannte Europäer, getäuscht durch seinen Geruch und die zarte Farbe seiner korbförmigen Blumen, glaubt, wenn er unter seinem Schatten ausruht, sich desjenigen Holunders zu erfreuen, den er mit seinen eigenen Händen vor seine Hausthüre gepflanzt hat.

Felizie zeigte ihrem Besuche auch eine Grenadille, oder Passionsblume, so genannt, weil man auf ihr die Werkzeuge des Leidens Christi zu bemerken glaubt. Aus dem Mittelpunkt der Petalen, welche rosenartig getheilt sind, erhebt sich die junge Frucht, über welche drei Stiele emporsteigen, welche die Nägel vorstellen. Eine mit Fransen umgebene Krone, welche sich zwischen der Korolle und dem Pistill befindet, hat Einigen eine Nachahmung der Dornenkrone geschienen. Dieß sind die Gründe, welche dieser Blume einen so ehrwürdigen Namen verschafften. Sie bietet überdieß andere sehr merkwürdige Eigenheiten dar. Jedes Blumenblatt bringt, wenn sie aufgeht, ein kleines, dem Gange einer Uhr gleichendes Geräusch hervor. Diese

Blume öffnet sich erst in der Mittagsstunde, und bleibt so bis den andern Tag in aller ihrer Schönheit. Dann nimmt sie die Form einer Untertasse an, und schließt sich schnell, sobald die Sonnenstrahlen sie treffen. Von diesem Augenblicke an ist ihre Herrlichkeit vorüber, sie öffnet sich nicht mehr, und stirbt so in ihre Blumenblätter (Petalen) eingehüllt.

Felizie zeigte ihren Freundinnen noch andere Pflanzen, und lehrte sie mit der einfachsten Art tausend Umstände, welche sie in Erstaunen sezten und belustigten. Sie sagte ihnen, daß Hr. Silver ihr den größten Theil der merkwürdigen Pflanzen, welche sie besitze, gegeben habe, und sprach einige Zeit mit rührendem Interesse von diesem tugendhaften Greise, welcher der Tröster und der Freund der Unglücklichen in dieser ganzen Gegend sey.

Meine liebe Freundin, nahm nach einer kleinen Pause Isabelle das Wort, als Sie uns von der Passionsblume unterhielten, haben Sie sich einiger Ausdrücke bedient, welche mir unbekannt sind, welche aber, wie ich weiß,

der Botanik angehören. Kennen Sie diese Wissenschaft?

O nein! antwortete Felizie, all mein Wissen beschränkt sich auf das Wenige, was ich Ihnen gesagt habe. Hr. Silver, als er meine Liebhaberei für die Blumen sah, wollte, daß ich wenigstens die Theile kenne, aus welchen sie bestehen.

Dieses Studium muß sehr schön seyn, erwiederte Adrienne, aber ich glaube, daß es viele Zeit erfordert.

Es braucht so wenig, fuhr Felizie fort, daß ich Sie in einer Viertelstunde so geschickt machen kann, als ich bin. Ich will eine Lilie nehmen; es war mein Anfang, und ich glaube, daß alle Botaniker den ihrigen damit machen, weil die Theile derselben einfach, groß und gut zu unterscheiden sind. Indessen ist sie nicht vollständig, wie Sie gleich hören werden. Setzen wir uns zuerst.

Sie sezten sich an den Fuß eines Strauchs von weißen Rosen. Felizie nahm zwischen beiden Schwestern Platz, und hielt ihre Lilie in der Hand.

Sehen Sie, sagte sie, diese sechs weißen Theile? dieß sind die Petalen, und der schöne Kelch den sie durch ihre Vereinigung bilden, wird Korolle genannt. Nun betrachten Sie diesen klei=nen Cylinder von einem zarten Grün, welcher aus dieser Korolle ausgeht, und sich in eine Art Dreieck endet, und mit einem andern von dunklerer Farbe eingefaßt ist, dieser ist das Pistill oder das Weibchen; denn ich muß Ihnen vorher sagen, daß jede Blume ein kleiner Hochzeitpallast, ein Tempel Hymens ist. Sie lachen, Isabelle? ich sage Ihnen nichts, als die Wahrheit. Die Blumen heirathen sich.

Ich bin sehr begierig diese neuen Haushal=tungen kennen zu lernen, antwortete Isabelle fortwährend lachend. Wir haben nun das Weib=chen gesehen, zeigen Sie uns auch das Männchen.

Das Männchen? fuhr Felizie fort, sagen Sie vielmehr die Männchen; denn ich benachrichtige Sie, daß es mehrere sind, die aber in Frieden und ohne Eifersucht leben. Das Weibchen un=serer Lilie hat sechs, welche sie hier respektsvoll um sie herumgestellt sehen. Dieß sind diese

weißen Fäden, deren jeder einen kleinen vergoldeten und beweglichen Kopf trägt. Jeder Faden heißt Staubfaden oder das Männchen. Nun aber müssen Sie wissen, daß das Pistill drei Theile hat. Den Eierstock, in welchem sich die Frucht bildet; den Griffel, welcher in den Eierstock eingewachsen ist, und die Narbe, welche den Griffel krönt. Der Staubfaden theilt sich wieder in zwei sehr verschiedene Parthien; den Faden, welcher weiß ist, und den Staubbeutel, mit diesem gelben Staube gefärbt, welcher sich an die Nase hängt, wenn man zu nahe an einer Lilie riecht. Dies ist, meine liebe Freundinnen, was ich Sie lehren kann.

Es scheint mir, sagte Adrienne, daß Sie gesagt haben, es fehle etwas an dieser Lilie.

Felizie.

In der That, dieß ist der Kelch. Man nennt die, gewöhnlich grüne, Umgebung so, welche den Blumenknopf bedeckt, und sich dann unter die Korolle versteckt, wenn die Blume aufgegangen ist. An diesen weißen Rosen ist diese äußere Hülle sichtbar.

Isabelle.

Wir danken Ihnen für Ihren Unterricht, liebenswürdige Felizie. Ich finde ihn so nach meinem Geschmack, daß ich es versuchen will, ihn manchmal auszuüben, und ich bin ganz stolz darauf, zu wissen, daß die Blumen sich heirathen. Aber zu was sind diese Heirathen gut?

Felizie.

Sie sind sehr nützlich. Der Staub auf den Staubfäden erzeugt die Frucht, die auf die Blüthe folgt. Ohne diesen Staub würden wir weder Birnen, noch Trauben, nicht einmal Brod essen, weil ohne denselben das Getreide nie gedeihen würde.

Isabelle.

Wie! das Getreide hat eine Blume?

Felizie.

Es gibt keine einzige Pflanze, die nicht blüht. Haben Sie nicht manchmal an den Aehren hinauf einen beweglichen weißlichen Staub bemerkt? Das sind die Staubbeutel der Staubfäden. Wenn großer Regen einfällt, der diesen Staub abwäscht, so bleiben die Aehren unbefruchtet.

Adrienne.

Sehr gut, Felizie! wenn Sie schon sagen, daß Sie nichts wissen, so sehe ich doch, daß Sie besser unterrichtet sind, als wir.

Felizie.

Ich, meine lieben Freundinnen? Ich verstehe die Sachen, womit ich Sie unterhalte, nur sehr unvollkommen. Sie sollten Hrn. Silver hören, welche Kenntnisse dieser hat! Wenn er uns die Freundschaft erzeigt, hieher zu kommen, kann ich nicht aufhören, ihn anzuhören. Er wird Ihnen von verschiedenen Arten sagen, welche die Gelehrten anwenden, um die Pflanzen in Ordnung zu bringen, und sie leichter zu studiren. Der eine *) umfaßt mit einem kühnen Blicke das ganze Pflanzenreich blos aus dem Gesichtspunkte der Staubfäden, so daß der geringste Grasfaden und der höchste Baum sich in der nämlichen Klasse begegnen. Der andere **), ein treuerer Nachahmer der Natur, bemüht sich

---

*) Linné.

**) Tournefort.

ihr in der Kette zu folgen, welche sie gebildet hat; er theilt die Pflanzen in Familien, und bedient sich dabei sehr sinnreich der unter ihnen herrschenden Art von Aehnlichkeit. So gaben, zum Beispiel, die Lilien und die Rosen ihren Namen zwei sehr zahlreichen Familien, der Lilien- und der Rosenfamilie. Andere Geschlechter nehmen den ihrigen von ihrer natürlichen Form. Dieses sind die Schmetterlingspflanzen, die Kreuzträger, deren Petalen ein Kreuz bilden, die Strahlenartigen, welche die Form der Sonne nachbilden, gegen welche sie sich sichtbarer neigen als die anderen; denn alle Pflanzen suchen mehr oder weniger ihr Licht. Sie werden mit Erstaunen den Schlaf der Pflanzen kennen lernen.

Isabelle.

Ich versichere Sie, daß Sie mich in das größte Erstaunen versetzen. Pflanzen, welche sich heirathen, welche schlafen! Sie machen beinahe, daß ich an Metamorphosen glaube.

Treiben Sie Ihre Leichtgläubigkeit nicht so weit, erwiederte Felizie lachend. Dieser Schlaf, welchen Sie alle Abend an Ihren Bohnen beobach-

ten können, ist nicht außerordentlicher als die Bewegungen des Sinnkrauts. Die zwei entgegengesezten Blättchen erheben sich, indem sie einen kleinen Kreis umschreiben, stützen sich eines gegen das andere, und bleiben so bis zum Morgen, wo sie dann ihre natürliche Stellung wieder einnehmen. Die Blättchen der Cassia aber biegen sich abwärts, und vereinigen sich mit ihrem untern Theile. Bei den meisten Pflanzen geschiehet dieß nur Abends, statt daß das Sinnkraut diese Bewegung macht, so oft man es berührt.

Adrienne.

Ich erinnere mich sehr wohl, eine in Bordeaux gesehen zu haben, welche noch erstaunlicher ist, als das Sinnkraut, man nennt sie, glaube ich, die schamhafte Akazie. Der Schatten einer Person oder einer Wolke reicht hin, sie in Bewegung zu setzen.

Isabella.

Ich meines Theils bin erfreut über das, was ich lerne, und ich werde nie Blumen pflücken, ohne sogleich die schöne Haushaltung zu suchen, welche darin wohnt.

Felizie.

Und Sie werden sehr überrascht seyn, sie nicht zu finden. Das kommt manchmal vor. Es gibt Männchen, welche statt mit dem Weibchen in der nämlichen Korolle beisammen zu wohnen, getrennt auf den Zweigen der nämlichen Pflanze leben, welche die Korollen trägt; dann bewohnen die einen diese Blume, und die andern eine andere. Einige von ihnen sind wirklich ganz verbannt, und befinden sich auf verschiedenen Bäumen, und öfters in großer Entfernung von einander.

Isabelle.

Diese Bäume tragen alsdann keine Früchte?

Felizie.

Sie tragen Früchte, wie die andern, durch eine jener wunderbaren Hülfsquellen, an welchen die Natur nie Mangel hat. Sie vertraut den Winden diesen zur Bildung der Früchte so nöthigen Staub der Staubfäden, und diese tragen ihn in die Korolle oder Blumenkrone der weiblichen Blüthe. Die Dattelbäume sind solche unglückliche Ehegatten, welche sich nie sehen.

Isabelle.

Ich muß gestehen, Felizie, daß mir dieß ein wenig unglaublich vorkommt. Dieser Staub, den Winden überlassen, geht sehr aufs Ungewisse, besonders wenn die Bäume weit von einander entfernt sind. Kann er nicht leicht auf etwas anderes fallen, als auf die Bäume, zu deren Befruchtung er nöthig ist? und kann man glauben, daß der Wind, der so veränderlich ist, ihn gerade dahin führe, wohin er kommen soll?

Felizie.

Ich gestehe, daß dieß als etwas Außerordentliches erscheinen muß; aber ich habe es geglaubt, weil man mir gezeigt hat, wie mannichfaltig die Hülfsmittel sind, deren sich die Natur bedient. Es gibt noch viele andere Sachen, welche unserer Vernunft unbegreiflich sind! Derjenige, welcher den Vögeln den Weg zu ihren langen Reisen gezeigt hat, auf welchem sie sich nie verirren, sollte er nicht auch den Staub der Staubfäden leiten können, ohne welchen es keine Früchte geben würde? Man erzählt über diesen Gegenstand, daß die Völker des Morgenlandes,

wenn sie gegen einander Krieg führten, jedesmal die männlichen Dattelbäume in den feindlichen Feldern umhieben, damit die weiblichen Dattelbäume keine Früchte tragen sollten, und die Hungersnoth, welche hierdurch entstehen muß, ihnen einen leichteren Sieg über den Feind verschaffe.

Adrienne.

Je mehr ich Sie höre, meine liebe Felizie, desto mehr bedaure ich, daß Sie so entfernt von uns sind. Mit welcher Freude würde ich mich Ihrem Unterricht unterziehen! und wie glücklich sind Sie, eine so angenehme Wissenschaft ausbilden zu können!

Felizie.

Wenn Sie das nächste Jahr wieder hieher kommen, hoffe ich Sie mit einer neuen Sammlung ergötzen zu können. Dieß ist eine Blumen-Uhr, welche zusammenzusetzen mir Hr. Silver versprochen hat. Es gibt mehrere Blumen, welche zu einer bestimmten Stunde sich öffnen und schließen. Welches Vergnügen, den Gebrauch der Zeit nach Blumen eintheilen zu können!

Die Asphodele wird mir bei ihrer Eröffnung das Zeichen zum Morgengebet geben; ich werde die Grenadille fragen, wenn ich das Mittagsmahl bereiten will; und bei großer Hitze will ich warten, bis die Schweizerhosen sich öffnen, um meinen Spaziergang anzutreten. Meine Blumen werden mir auch dazu dienen, Regen und schönes Wetter vorherzusehen. Wenn die Dotterblume vom Kap der guten Hoffnung am Morgen nicht offen ist, werde ich meine jungen Ziegen nicht auf die Weide schicken; denn dieß ist ein Zeichen, daß es den Tag über regnen wird. Im Gegentheil werde ich sie mit ihrer Mutter frei herumlaufen lassen, wenn der siberische Latron nach Sonnenuntergang nicht offen ist. Aber ich bemerke, daß ich seit einer Stunde allein das Wort führe; das ist sehr unanständig, und ich bitte um Verzeihung.

Adrienne.

O meine liebe Felizie, sind Sie deßhalb unbekümmert; wir hören Sie mit großem Vergnügen. Wir bewundern Sie, daß Sie in Ihrem Alter so viele Kenntnisse, und eine so angenehme

Unterhaltung haben. Mitten in einer traurigen und beschwerlichen Lage haben Sie sich reizvolle Vergnügungen zu verschaffen gewußt.

Sie halten mich also für unglücklich? fragte Felizie lächelnd.

Ich weiß es nicht recht zu sagen, sagte Adrienne ein wenig in Verlegenheit, Sie waren aber sonst glücklicher; diese Vergleichung genügt, um über das Bessere oder Schlimmere zu entscheiden. Sie müssen Arbeiten verrichten, für welche Sie nicht geboren sind.

Felizie.

Wie! weil Sie mich haben die Ziegen melken sehen. . . . O! ich versichere Sie, daß mir dieß keinen Kummer macht. Es ist wahr, wenn ich in Bayonne geblieben wäre, hätte ich wohl etwas anders gethan. Aber weil mein böses Geschick mich zwingt, so finde ich mich willig darein. Diese armen Thiere versüßen mir die Sorgfalt, die ich für sie habe, durch ihre Anhänglichkeit. Sie kennen mich, sie antworten auf meine Stimme, und grüßen mich durch ihr Geblök, so oft ich in den

Stall komme. Ein noch sanfteres Gefühl erleichtert meine Sorgen für die Haushaltung. Unsere arme Magd ist alt, sie hat mich von meiner Kindheit an erzogen. Ist es nicht natürlich, daß ich sie nun für meinen Theil erleichtere? Der Gedanke, daß sie desto länger leben wird, macht mich ganz freudig. Die Sorgen meiner Mutter sind mein einziger Kummer. Wenn ich an die Entbehrungen denke, welche sie sich auflegt, so finde ich mich nicht mehr glücklich, und gewiß ist es dieß, was Sie haben sagen wollen. Nein, aus dieser einzigen Ursache sollte ich nicht mit meinem Schicksal zufrieden seyn, und die Sorglosigkeit, welche ich Sie erblicken ließ, ist ein Beweis meines kindischen Wesens.

Dieser lezte Gedanke entlockte den Augen der armen Felizie Thränen. Adrienne umarmte sie zärtlich.

Machen Sie sich keine Vorwürfe, meine Freundin, sagte sie zu ihr; was auch das Loos Ihrer Mutter seyn mag, ich wette, daß sie sich mit einer so guten Tochter nie beklagenswürdig finden wird.

Und Sie würden ihre Wette gewinnen, meine Liebe, fügte Madame Clemens hinzu, welche herbeikam. Meine Felizie ist für mich ein weit köstlicheres Gut, als das, welches ich verloren habe. Je besser und tugendhafter sie ist, desto mehr verehre ich die Rathschläge des Himmels.

Felizie umarmte ihre Mutter, welche sie einen Augenblick an ihre Brust drückte.

Ach, Madame, rief Adrienne, wie sehr bedaure ich, daß wir so entfernt von Ihnen wohnen! Auch wir haben eine sehr gute Mutter; sie würde Felizien mit Freuden sehen. Das was wir ihr von Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Tochter sagen werden, wird in ihr den lebhaften Wunsch erregen, Sie Beide kennen zu lernen. Wenn Sie mir versprechen würden manchmal nach Coaraze zu kommen! Sie würden unsere gute Mutter und unsere Schwester Charlotte auch lieben, welche auch so viel Geschmack an den Blumen hat, als Felizie, und den kleinen Alexis unsern jüngsten Bruder, welchen wir so zärtlich lieben. Wir sind in dem Hause unsers Vaters viele Kinder, nichts destoweniger aber bekümmert

die Abwesenheit eines einzigen alle übrigen. Unsere Lage ist vielleicht der Ihrigen ähnlicher, als Sie glauben. Unser Vater hat bedeutenden Verlust erlitten, und ohne die Güte unsers Großvaters, welcher den Ueberrest seines Vermögens mit uns theilt, wären wir sehr zu beklagen. Sie sehen hier viele Gründe, welche Sie auffordern, eine engere Verbindung mit unserer Familie einzugehen; der größte aber ist die Freundschaft, welche wir für Felizien fühlen.

Entzückt von der Freimüthigkeit Adriennens, und schon von dem lieblichen Gemählde gerührt, welches sie ihr von ihrer Familie machte, ließ Madame Clemens sie hoffen, daß ungeachtet der Entfernung, welche sie trennte, sie wohl einmal ihre Tochter zu Hrn. Leopold führen könnte.

Ungeachtet es noch nicht sehr spät war, so benachrichtigte doch Adrienne, noch erschreckt von den Gefahren des Morgens, ihre Schwester, daß es Zeit sey, sich auf den Weg zu begeben. Madame Clemens konnte in diesem Augenblick nicht ausgehen, und ließ sie daher durch ihre alte Magd und Felizien begleiten. Während

die beiden Schwestern von dieser ehrwürdigen Frau Abschied nahmen, kam ihre Tochter, welche sich schnell entfernt hatte, mit einigen kleinen Papier=Paketchen zurück, welche sie Adriennen übergab. Dieß waren Samenkörner von ihren schönsten Blumen, welche sie Charlotten zu geben bat, weil diese leztere sie liebte. Die drei jungen Mädchen entfernten sich wegen der alten Magd, welche nicht schnell gehen konnte, nur langsam vom Hause. Als sie an dem Fuße eines kleinen Hügels vorübergingen, wo ein junger Hirte seine Ziegen weiden ließ, zeigte Felizie ihren Gespielen einige, welche ihr gehörten. Der Hirte hütete sie mit seiner eigenen Heerde, gegen einige Käse, welche Felizie ihm täglich gab. Als die jungen Mädchen an dem Weg, welcher nach Bareges führt, angekommen waren, begegneten sie einer armen Frau, welche eine Mandoline auf ihrem Rücken hatte. Ihre Kleider kündigten das tiefste Elend an. Sie näherte sich den drei Freundinnen, und fragte sie, ob sie von ihr wissen wollen, was ihnen während des Laufes ihres ganzen Lebens begegnen werde.

Und in welchem kostbaren Buche werdet Ihr dieß sehen? fragte Isabelle lächelnd.

In Ihrer Hand, mein schönes Kind, erwiederte die arme Frau.

Ihr seyd also eine Zigeunerin? fragte Felizie.

Ihnen aufzuwarten; ich will Ihnen allen Dreien sagen, welche Männer Sie einst bekommen werden.

Darüber sind wir gar nicht neugierig, antwortete Isabelle; in unserem Alter fragt man noch nicht darnach.

Nun, mein junges Fräulein, erwiederte die Zigeunerin, vielleicht kündige ich Ihnen eine Erbschaft an.

Wir wollen keine, rief Adrienne. Man kann nicht erben, ohne daß man einen seiner Verwandten verliert, und wir lieben die unserigen alle viel mehr, als all ihr Vermögen.

Sie werden doch wenigstens Ihre Feinde kennen lernen wollen, fuhr die Zigeunerin fort; das Uebel, welches sie Ihnen zufügen wollen, und die Mittel, wodurch Sie demselben ausweichen können.

Haben wir denn Feinde? erwiederte Felizie lachend.

Wissen Sie, mein Kind, fuhr die Fremde im nachdrücklichen Tone fort, daß Niemand vor der Bosheit der Menschen gesichert ist. Es gibt kein Lamm, das nicht einen Wolf zu fürchten hätte.

Halt, Frau Zigeunerin, rief Isabelle lustig, wir haben keinen großen Glauben an Prophezeiungen; und überdieß, wenn es auch der Fall wäre, daß wir Feinde hätten, so wollen wir sie nicht kennen, wenn Ihr auch schon im Stande wäret, sie uns bekannt zu machen.

Wollen Sie mich denn gar nichts verdienen lassen, entgegnete die Zigeunerin mit einem Seufzer.

O von Herzen gern, riefen alle auf einmal, aber wir haben kein Geld, was könnten wir Euch geben?

Schenken Sie mir ein Tuch, wenn Sie eines haben, daß ich es als ein Halstuch statt des meinigen gebrauchen kann, denn dieses ist ganz

zerrissen, und ich will Ihnen das Lied von dem Schäfer von Anticyros singen.

Adrienne zog aus ihrem Arbeitsbeutel ihr kleines seidenes Tuch, welches sie aus Vorsicht mitgenommen hatte, und gab es der Zigeunerinn.

Ich danke Ihnen, mein schönes Fräulein, erwiederte die arme Frau. Wünschen Sie meinen Gesang zu hören? Ich sage Ihnen zum Voraus, sie werden in Ihrem Leben nichts Schöneres gehört haben.

Die jungen Mädchen berathschlagten sich einige Zeit unter sich. Die Sonne war noch am Horizont, man sah von dem Platze aus das Dach des Hauses des Hrn. Silver, die alte Magd konnte indessen ein wenig ausruhen. Es wurde also beschlossen, daß man das Lied hören wolle. Man sezte sich einige Schritte von dem Weg in das Gras, die Zigeunerinn stimmte ihre Mandoline, und begann das Lied von dem Schäfer von Anticyros, welcher tugendhaft seyn wollte, ohne daß es ihn Mühe koste.

Der Schäfer von Anticyros.

Lied.

Wo man nicht gesäet hat, kann man da zu ernten hoffen? und läßt die Sonne die Früchte nicht für den reifen, der den Baum gepflanzt hat?

In dem schönen Lande der Phoziden führte ein Schäfer von der Stadt Anticyros seine Heerde auf das Vorgebirge Pharygium, an das Ufer des Meeres von Cryssa. Seit wenigen Tagen war er von der Stadt Delphos, dem Apollo geheiligt, zurückgekommen, wo man die pythischen Spiele gefeiert hatte, welche sich zu Ehren des Sohnes der Latona je von vier zu vier Jahren erneuern. Er hatte die Reichthümer des Tempels bewundert, welcher mit einer Menge Bildsäulen, goldener und silberner Gefäße, und in Erz gegossener Thierbildnisse geschmückt war, Geschenke von Nationen und Königen, welche sie darbrachten, entweder um dem Gotte zu danken, oder ihn sich günstig zu machen. Er hatte die prächtigen Gesandtschaften von Athen, von Chios und von anderen Städten Griechenlands gesehen, welche reich gekleidete junge Knaben

und Mädchen schickten, um dem Gotte im Namen ihrer Mitbürger ihre Ehrfurchtsbezeigungen darzubringen. Der Schäfer hatte dem Wettstreit auf der Flöte und in der Dichtkunst, dem Wettlauf und dem Wettrennen, dem Ringen und dem Faustkampf, gefährliche Spiele, welche denen oft das Leben kosten, die sich ihnen überlassen, beigewohnt. Indessen das Andenken an alle diese Begebenheiten war es nicht, was den Geist des Schäfers beschäftigte. Am Rande des Vorgebirges liegend, die Augen auf die Wellen, welche unter seinen Füßen rollten, gerichtet, war er in tiefes Nachdenken versunken.

Wo man nicht gesäet hat ꝛc.

Auf diesem so berühmten Feste befand sich Thales, der erste der sieben Weisen Griechenlands. Haupt einer Schule, die jonische genannt, unterrichtete er seine Schüler mit so vielem Reize, daß, wenn man ihn hörte, man die Tugend lieben mußte. Der Schäfer hatte ihn nicht hören können, ohne den Wunsch zu fassen, ihm gleich zu werden. O Thales! rief er, was

muß man thun, um tugendhaft zu werden? — Mein Sohn, erwiederte der Weise von Miletos, sey demüthig, unterwerfe dich dem Willen der Götter, sey bescheiden in deiner Aufführung, mäßig in deinen Vergnügungen, friedlich in deinen Launen, großmüthig gegen deine Beleidiger, frei von Stolz und Zorn, und gemäßigt in deinen Wünschen. Wenn du Alles dieses ausübst, so bist du tugendhaft. Auf diese Worte entfernte sich der Schäfer traurig; er fand diese Aufgabe schwer zu erfüllen. Wie! sagte er zu sich selbst mit Bitterkeit, so viele Opfer bringe ich den Göttern, und nicht einer will mir diese so gewünschte Tugend geben, ohne daß ich im steten Kampf mit meinen Leidenschaften seyn solle? War es denn leichter Hyazinten in eine Blume, und Coronis in einen Vogel zu verwandeln, oder Cecrops durch eine elfenbeinerne Schulter vom Tode zu erwecken? Jupiter, der Vater der Götter, der so fruchtbar in Wunderwerken ist, sollte er mir dieses versagen?

Wo man nicht gesäet hat ꝛc.

Der Schäfer von Anticyros hegte diese tollen Gedanken in seinem Herzen. Während er in der Nacht schlief, sandte ihm Apollo einen Traum. Eine Stimme sagte zu ihm: Ehrgeiziger Schäfer, die Götter, welche du anklagst, haben Mitleiden mit dir, sie bewilligen dir das, was dein Herz begehrt. Sobald als die Sonne aufgegangen ist, nimm deinen Stab, und begib dich zu dem Grabe des Lajus, nahe bei der Quelle des Phalarus. Dort pflücke eine purpurfarbige Blume, welche zwischen dem dritten und vierten Stein des Grabmahls wächst; sie ist allein, und keine andere gleicht ihr. Du steckst dann diese Pflanze in deinen Busen; gleich wird sie dir einen sanften Schlaf verursachen, aus welchem du mit dem Gegenstand deiner Wünsche erwachen wirst. Der Schäfer brachte bei seinem Erwachen Apollo'n ein Opfer; denn er zweifelte nicht daran, daß dieser Traum nicht von ihn herrühre. Er stand voller Freude auf, und anstatt sein Vieh auf die Weide zu führen, schlug er den Weg nach dem Grabmal des Lajus ein. Er fand die purpurrothe Pflanze, steckte

sie in seinen Busen, und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf.

Wo man nicht gesäet hat 2c.

Angenehme Töne mit melodischen Stimmen vermischt, weckten ihn aus seinem Schlafe. Als er die Augen öffnete war er erstaunt über die Frische des Gebüsches, in welchem er auf einem Rasenbette lag. Eine Menge ihm unbekannter Blumen, die einen in dem Grase hin und her zerstreut, die andern an den Bäumen hängend, verbreiteten alle zusammen Wohlgerüche, tausendmal angenehmer als die der Rose und des Orangenbaums. Sie waren nicht stumm wie unsere Blumen; bei dem mindesten Hauche des Zephirs bildeten sie das melodische Konzert, welches den Schäfer erweckt hatte. Er erblickte an seiner Seite einen jungen Menschen, kaum mit einem leichten Gewande bekleidet, gleich den gold- und purpurfarbigen Wolken, welche die Sonne bei ihrem Untergange umziehen. Vier Flügel von einem zarten Blau bewegten sich auf seinen Schultern, und ein silbernes Band umschloß die

Locken seines wallenden Haares. Er sagte dem Schäfer, daß er sich in dem Garten der Glückseligkeit befinde. Alle Blumen, welche er sähe, seyen eben so viele Arten von Freuden; denn nicht allein diejenigen, welche rechtmäßig seyen, sondern überhaupt alle, welche in dem menschlichen Herzen Eingang finden, blühten in diesem Garten.

Ich kenne den Zweck deiner Reise, fügte der junge Unsterbliche hinzu; du bist gekommen, die Blume der Tugend zu pflücken, ich will dich zu ihr führen. — Er sagte es und ging dem Schäfer voraus, und sezte bald seine zarten Füße auf die Spitzen der Pflanzen, bald streifte er darüber weg, ohne sie zu berühren, einzig emporgehalten, durch die sanfte Bewegung seiner Flügel.

Der Schäfer fragte, während er diesen schönen Garten durchlief seinen Führer um den Namen der Pflanzen, welche ihn immer mehr überraschten. Auf diese Art lernte er die Blume des Vergnügens kennen, geschmückt mit wechselnden

Farben, aber so zart, daß sie nur bis zum andern Morgen dauerte. Die Arbeitsamkeit, weit dauerhafter, verbarg ihren Blumenkelch unter einer harten und dornigen Hülle; man achtete sie nur wenn man sie pflückte. An ihrer Seite zeigte sich eine Blume von einer ganz andern Gestalt; ihre Blätter mit kleinen glänzenden Punkten besäet, welche die Blicke schon von fern auf sich zogen, zeigten ein dorniges Inneres, mit einem stinkenden Geruch immer angefüllt; dieß war die Unmäßigkeit. Der Müßiggang, bleich und geruchlos, schleppte in dem Staube einen welkenden Blumenkelch. Die Treue, mit einer einzigen Farbe geschmückt, war seit Jahrhunderten da; sie überlebte alle übrigen Blumen, und litt von dem Einflusse der Jahreszeiten nichts. Die Unbeständigkeit bewegte sich, selbst bei dem ruhigsten Wetter ohne Unterlaß. Der Stolz hatte statt der Blume eine Art kleiner purpurfarbiger Kugel, welche sich so aufblähte, daß sie immer am Ende zerplazte. Der Ehrgeiz hatte seine ungeheure Blume auf einem so schwachen und so hohen Stiele, daß der Hauch des vorübergehenden

Schä=

Schäfers ihn umstürzte. Dieser Vorfall verwirrte ihn. — Sey ruhig, sagte sein Führer, dieses Unglück begegnet ihm alle Tage, er versucht es doch wieder sich zu erheben.

Wo man nicht gesäet hat ꝛc.

Sie kamen endlich an den Fuß eines Felsen, auf welchem eine Blume von geringem Anschein war; dieses war die Blume der Tugend. Der Schäfer, als er sie so armselig sah, war in Versuchung seine Reise zu bereuen. Indessen hinderte ihn die Scham es zu gestehen, und er entschloß sich, das Abenteuer bis zu seinem Ende zu verfolgen. Er ging um den Felsen herum, ohne einen Weg zu entdecken; der junge Gott zeigte ihm alsdann einen schmalen unter Dornen versteckten Fußsteig, welcher aber mit Gras und Blumen bedeckt war. Der Schäfer stieg an einem leichten Abhang bis auf den Gipfel des Felsen und pflückte die Blume. Dann erst erkannte er ihre ganze Schönheit. Sie übertraf an Anmuth und Wohlgeruch alle übrigen in dem Garten der Glückseligkeit verbreiteten Blumen. Sein

Führer trug ihm auf, diese Blume auf das Sorgfältigste zu verwahren, wenn er ihre Vortheile benützen wolle, im Gegentheil verliere er diese unfehlbar auf der Stelle, und finde an ihrem Platze alle seine Leidenschaften.

Wo man nicht gesäet hat ꝛc.

Der Schäfer steckte sie mit der Blume von dem Grabmal des Lajus in seinen Busen, entschlief und erwachte in seiner Hütte wieder. Die Purpurblume war verschwunden, er fand nur die der Tugend wieder. Bald wurde seine Weisheit so allgemein bemerkt, daß man von allen Seiten kam, ihn um Rath zu fragen. Sein Name wurde gleichbedeutend mit allem Guten, das man unter den Menschen findet: aber je mehr sein Ruf sich ausbreitete und ihm Ehre verschaffte, desto mehr verlor er die Quelle davon. Er dachte mit Schrecken daran, daß so vieler Ruhm einzig von der Erhaltung einer einfachen Blume abhänge, von welcher ihn tausend Zufälle trennen konnten. Er verlor darüber Ruhe und Schlaf. Furchtbares Geschenk! rief er, warum

habe ich dich gewünscht? O Thales! Du hast mich betrogen, als du mir sagtest, daß die Tugend das Glück des Lebens mache! — In der Nacht, während er sich mit diesen traurigen Gedanken beschäftigte, denn schon lange schlief er nicht mehr, hörte er die nämliche Stimme, welche er schon im Schlafe gehört hatte. Sie sagte ihm folgende Worte: — Unbesonnener Schäfer! Thales hat dich nicht betrogen. Die Tugend, welche man durch Besiegung seiner Leidenschaften erlangt, macht die Menschen glücklich. Die, welche du besitzest, hat dich nichts gekostet, und der Ruf, den du durch sie genießest, ist angemaßt. Wenn du das Glück kennen lernen willst, so wirf die Blume, welche du gepflückt hast, weg, und werde dem Bilde ähnlich, das sie dir in deinem eigenen Herzen gezeigt hat. — Der Schäfer dachte lange über diese Worte nach, er begab sich auf das Vorgebirge, ganz mit dem weisen Rathe beschäftigt, den er empfangen hatte. Er entschloß sich endlich, sogleich davon Gebrauch zu machen, und warf die Blume in das Meer. Dieser erste Sieg verursachte ihm

so viel Freude, daß er im ersten Augenblick die Rückkehr seiner Leidenschaften nicht bemerkte. Sobald sie sich zeigten, bekämpfte er sie mit Muth, und genoß endlich eine Achtung, der er sich ungetrübt, und ohne Gewissensbisse freute.

Wo man nicht gesäet hat, kann man da zu ernten hoffen? Und läßt die Sonne die Früchte nicht für den reifen, der den Baum gepflanzet hat?

So sang die Zigeunerinn. Die jungen Mädchen wurden dadurch sehr überrascht, in dem Munde dieser armen Frau eine solche Allegorie zu finden. Nachdem sie ihren Gesang gelobt hatten, fragte sie Adrienne, von wem sie ihn gelernt hätte. Die Zigeunerinn antwortete:

Von einem alten polnischen Herrn, der ihn selbst verfaßt hat. Meine Mutter, welche das nämliche Gewerbe trieb, wie ich, befand sich am Ende ihrer Schwangerschaft, und wurde in dem Schlosse dieses Herrn aufgenommen, wo sie mich gebar. Er wollte mein Pathe seyn, und erzog mich mehrere Jahre.

Warum seyd Ihr nicht mehr bei ihm? fragte sie Felizie; ist er vielleicht gestorben?

Die Zigeunerin seufzte und schien verwirrt. Statt auf die Frage Feliziens zu antworten, bemerkte sie, daß es allmälig spät werde, und nahm Abschied von den drei jungen Mädchen.

Es freut mich, sagte sie, wenn Sie mit meinem Lied zufrieden gewesen sind.

Wir sind damit so zufrieden, erwiederte Isabelle, daß ich Euch hier noch einen kleinen goldenen Ring gebe, welchen ich Euch im Namen von uns Drei anzunehmen bitte.

Gott segne Sie, meine schöne Fräulein, sagte die Zigeunerin, ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück.

Nachdem sie dies gesagt hatte, schlang sie das alte Band ihrer Mandoline um den Hals, und sezte ihren Weg fort.

Ich glaube, daß die Geschichte dieser Zigeunerin merkwürdig ist, sagte Adrienne, als diese sich entfernt hatte. Habt ihr bemerkt, wie verwirrt sie auf Feliziens Frage wurde, und wie sie uns dann schnell verlassen hat?

Ich dachte auch daran, antwortete Isabelle.

Und ich, fügte Felizie hinzu.

Jezt hörten sie eine laute Stimme, welche sie rief, und erblickten Casimir und Hypolit, welche ihnen entgegen kamen. Felizie trennte sich dann von ihren neuen Freundinnen, und kehrte mit ihrer alten Magd nach Hause zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Die Unwissenheit. — Die Bären. — Der Reise-Entwurf.

Einer jener schönen Sommerabende, die man unmöglich ungenossen vorübergehen lassen kann, folgte der brennenden Hitze des Tages. Ein frischer Wind, der sich nach dem Untergang der Sonne erhoben hatte, durchstrich die noch glühenden Thäler und Gebirgsschlünde, und bildete durch sein Spiel in dem Laubwerke ein sanftes und angenehmes Gemurmel. Eine geheimnißvolle Dunkelheit verbreitete sich über die Erde, während der Himmel ein prächtiges Schauspiel darbot. Ein breiter Gürtel eines flammenden Roths, dessen Glanz sich allmälich verlor, je weiter er sich vom Sonnenuntergang entfernte, umschloß die eine Hälfte des Horizonts, während die Nacht die andere schon bedeckte. Gegen Abend zeigte sich eine Menge kleiner Wolken, ge-

troffen von den lezten Strahlen der untergehenden Sonne, wie die goldenen Wellen eines Lichtmeeres. Andere, dunkler und weiter entfernt, stellten ungeheure Felsen mit einem Purpursaum bekränzt dar, oder Leuchtthürme durch eine Lampe auf ihren Gipfeln erhellt. Einige frühe Sterne durchbrachen mit ihrem glänzenden Lichte das ersterbende Licht des Tages, und der Mond, kaum in der Hälfte seiner Laufbahn, begann schon in seinem Laufe die Schatten der Wälder und Hütten zu bezeichnen.

Hr. Silver und seine Gäste gingen auf der Wiese spazieren, um die Reize dieses schönen Abends besser zu genießen. Während ihre Verwandten den Ufern des Adour entlang gingen, und sich über ernsthafte Gegenstände unterhielten, legten die jungen Leute, in einem Kreise auf dem Rasen sitzend, sich gegenseitig Rechenschaft von den Vergnügungen des vergangenen Tages ab. Die beiden Schwestern hatten schon während dem Abendessen von dem liebenswürdigen Charakter Feliziens, von der Güte ihres Herzens, von dem Reize, den sie in ihre Beschäf-

tigungen zu legen wußte, gesprochen; jezt such=ten sie sich des allegorischen Liedes der Zigeune=rin zu erinnern. Casimir nahm dann das Wort:

Ich glaube, sagte er, meine Schwestern, daß ihr eure Zeit sehr angenehm zugebracht habt; aber ich kann euch versichern, daß ich für meinen Theil eben so viel Vergnügen gehabt habe, als ihr. Ich habe auch eine neue Bekanntschaft ge=macht; diese ist der Neffe des Pfarrers von Campan, zu welchem uns Hr. Silver nach dem Mittagessen geführt hat. Stellt euch einen Kna=ben vor, größer als ich und ein wenig älter, wie ich glaube, eine geistlose Miene, lachend bei je=dem Worte, das er ausspricht, so vertraulich, daß er uns duzte, unerachtet er uns heute das erste=mal sah, und ihr habt eine ganz richtige Idee von dem Hrn. Gordian, dem Neffen des Pfarrers.

Seht da ein Gemälde auf casimirsche Ma=nier, welches mir in der That Lust macht, den Hrn. Gordian kennen zu lernen, sagte Isabelle lachend.

Oh! Das ist nur ein Entwurf, erwiederte Casimir. Ich sage euch nichts von der Unord=

nung seiner Haare, nichts von seinen um die Füße schlotternden Strümpfen, nichts von der Art wie er alle Worte verkrüppelt, ohne auf die unter ihnen gebräuchlichen Verbindungen zu achten, und wie er bei jeder Gelegenheit neue Ausdrücke schafft, welche vor ihm kein anderer Mund ausgesprochen hat.

Adrienne.

Nachdem was ich höre, ist leicht vorauszusehen, daß die Bosheit einen reichlichen Beitrag zu deinem Vergnügen gegeben hat.

Casimir.

Höre mich nur an, und du wirst sehen, ob ich Unrecht habe. Wir kamen in Campan um zwei Uhr an, und trafen unsern Doctor in seinem Hofe sitzend am Fuße eines Weinstocks, welcher ihm wahrscheinlich damals Schatten gab, als er sich darunter sezte, dessen sich aber die Sonne nun so bemächtigt hatte, daß der Pfarrer sich ihren Strahlen ganz ausgesezt fand. Dieser gute Greis blätterte in einem großen in syrischer Sprache geschriebenen Buche so aufmerksam, daß der Schweiß sein ganzes Gesicht be-

deckte, ohne daß er es gewahr wurde. Er erhob sich bei unserer Ankunft auf die liebreichste Weise, und führte uns in einen kleinen auf antike Art möblirten Saal, wo sich Hr. Gordian befand. Dieser weniger eifrig im Studiren, als sein Onkel, schlief auf einem offenen Buche, mit geöffnetem Munde, und schnarchend wie der Cyklope Polyphem. Sein Oheim hatte ihm sanft auf die Schulter geklopft, um ihn zu erwecken; Gordian machte große Augen, und fing an, einfältig zu lachen. Dann gab er seinem Buche einen großen Stoß mit dem Fuße, und sagte, daß der verwünschte Gelehrte ihn eingeschläfert habe.

Hypolit.

Wenn Casimir so fortfährt, so könnt ihr sagen, meine Schwestern, daß ihr zu Campan gewesen seyd, denn er vergißt nicht eine Silbe.

Isabelle.

Laß ihn machen, Hypolit; dieser Anfang verspricht viel.

Casimir.

Der Pfarrer, ohne auf die Handlungsweise

seines Neffen zu achten, beschäftigte sich damit, uns mit einer Collation von schönen Früchten, Milch und Honig zu bewirthen. Er entschuldigte sich mit vielem Anstand wegen der äußersten Einfachheit seiner Bewirthung, welche er mit der verglich, welche Jupiter und Mercur in der Hütte des Philemon genossen hatten. Während wir prächtige Pfirschen aßen, an welchen sich Hr. Gordian zum Verwundern labte, ohne sich um uns zu bekümmern, lobte unser Vater die Schönheit dieser Früchte, welches dem Pfarrer Gelegenheit gab, uns zu erklären, daß sie ursprünglich aus Persien herstammen, und daß es fünfzehn Sorten von vorzüglicher Qualität gebe. Er nannte diese fünfzehn Sorten mit der größten Ausführlichkeit, und zeigte uns einen Zwergpfirschenbaum, welchen er in einem Topfe erzieht, um ihn auf die Tafel zu stellen, wenn er mit Früchten behängt ist; nicht daß diese von einem angenehmen Geschmack wären, sondern einzig zum Vergnügen der Augen. Von diesem ging er auf die verschiedenen Pfropfarten über, auf das Beschneiden, auf die Art den Baum

vor Frost zu bewahren. Er sagte, daß der Pfirschenbaum einer Krankheit, der Brand genannt, unterworfen sey, bei welcher die Blätter sich kräuseln, und eine gelbe und rothe Farbe annehmen; daß man sorgfältig die Zweige, welche davon angegriffen, wegschneiden müsse; endlich hat er sich mit Muße über Alles das verbreitet, was den Pfirschenbaum betrifft, und was wir mit Vergnügen hörten, als Gordian sich gegen uns neigte, und halblaut sagte:

Was thut denn ihr da, ihr andern? Wollt ihr meine Nachteule sehen?

Wie es Ihnen gefällt, antwortete ihm Hypolit.

Wir folgten ihm dann in den Hof, wo er uns in einem Loch den häßlichen Vogel der Nacht zeigte, den er erzieht. Während wir ihn aufmerksam betrachteten, nahm Gordian das Wort:

Gestehet, sagte er zu uns, daß ich euch einen großen Gefallen gethan habe, da ich euch Gelegenheit machte, aus dem Zimmer zu gehen.

Warum das? fragte ich ihn.

Warum? das ist eine schöne Frage! Hattest du keine lange Weile bei all den Geschichten von

Propfen, Schneiden, dem Brand, welche mein Oheim schon seit einer Stunde erzählt?

Im Gegentheil, es machte mir Vergnügen. Ich wußte diese Umstände nicht von einem Baume, den ich täglich sehe, und dessen Früchte ich gerne esse.

O was das anbelangt, da bin ich dabei. Ich esse die Pfirschen gerne, aber ich bekümmere mich nicht darum, wie man sie wachsen macht.

Sie haben indeß einen sehr unterrichteten Oheim. Seine Unterhaltung wird unwillkürlich anziehend, und ohne zu studiren, können Sie auf diese Art viele Sachen lernen.

Mein Oheim! wenn ich ihn hören wollte, wäre ich gelehrter als der König.

Ist der König ein Gelehrter? fragte Hypolit.

Meiner Treu, ich weiß es nicht, antwortete Gordian. Der König oder ein Anderer, das gilt mir gleichviel.

Ich sehe, daß Sie das Studiren nicht lieben, erwiederte ich lachend.

Liebt Ihr es denn, Ihr da? fuhr Gordian fort.

Ei nun, nicht so, wie wir sollten. Wir ziehen ihm manchmal das Spiel und den Spaziergang vor. Nichtsdestoweniger aber haben wir Vergnügen an der Gesellschaft unterrichteter Menschen, und die Lektüre verschafft uns angenehme Stunden.

Die Lektüre! Ach du guter Gott! Was sagt ihr mir da? Mir ist als ob ich sterben müßte, wenn man mir nur ein Buch in die Hand gibt. Der Einband allein macht mir schon Kopfweh.

Das heißt den Widerwillen weit treiben, sagte Hypolit lachend; wenn Sie aber nicht lesen, wenn Sie die nicht anhören, die etwas verstehen, so werden Sie niemals etwas lernen.

Das große Unglück! rief er; werde ich deßhalb weniger lang leben?

Sie werden vielleicht übler leben. Man läßt uns in der Jugend studiren, damit wir in der Folge einen Stand ergreifen können, welcher uns die Mittel verschafft, ehrenmäßig leben zu können.

Mein Oheim hat Vermögen, ich bekümmere mich deßhalb nicht.

Das Vermögen, das man besizt, ist nicht immer für die Zukunft gesichert. Niemand ist vor dem Verluste seines Vermögens sicher. Man sieht tausend Beispiele davon, von dem niedrigsten Bürger bis zu Dyonis dem Tyrannen, welcher Schulmeister in Syracus wurde.

Ah! Ah! Du kennst ihn auch?

Ich habe von ihm reden reden gehört, wie Jedermann.

Aber ich sage dir, daß du dich irrst. Nicht in Syracus, sondern in Saint-Jean-de-Luz war er Schulmeister.

Sie irren sich vielleicht selbst; Dyonis . . ,

Ich kenne ihn besser als du, denn sein Sohn hat mir erst heute Morgen ein Amselnest ausgenommen.

Bei diesen Worten lachten Adrienne und Isabelle so herzlich, daß ihre Verwandten darauf aufmerksam wurden.

Ich wette, sagte Hr. Silver, als er an ihrer Seite vorüberging, daß ihr euch auf Kosten des armen Gordian belustigt? Es ist wahr, seine freiwillige Unwissenheit verdient diese Züchtigung

tigung, und ich glaube, daß er sie oft erfahren wird, wenn er fortfährt nichts lernen zu wollen.

Casimir konnte einige Zeit seine Erzählung nicht fortsetzen, denn seine Schwestern fingen immer an zu lachen, so wie er den Mund öffnete. Endlich benüzte er einen ruhigen Augenblick und fuhr fort:

Dieser Irrthum war uns eben so lächerlich als Euch, und wir haben eben so sehr darüber gelacht, als Ihr. Das was unser Lachen noch mehr vermehrte, war, daß Gordian noch weit stärker lachte, als wir, ohne zu wissen warum. Dieser Dionysius, von welchem er sprach, ist ein Barbierer in Campan, welcher in Saint-Jean-de-Luz Schulmeister war, von wo er, wahrscheinlich weil er keine großen Fortschritte machte, in sein Dorf zurückgekommen ist. Wir sagten ihm dann, daß Dionys von Syracus ein König gewesen sey, welcher seine Gewalt miß-braucht hatte, und dann von einem korinthischen Ge-neral, Namens Timoleon, entthront wurde, und welcher dann eine Schule errichtete, wo er mit-ten in seiner eigenen Hauptstadt öffentlich lehrte.

Erlaube mir Dir zu sagen, mein lieber Casimir, unterbrach Adrienne, daß dein Gedächtniß ein wenig im Irrthum ist. Nicht in Syracus, sondern in Corinth hielt Dionys seine Schule. Wenn Gordian weniger unwissend gewesen wäre, hätte er diese Bemerkung gemacht, aber sicher dachte er nicht daran.

Casimir.

Er wußte nicht allein von diesem, sondern auch von allem Uebrigen nichts, was ich ihm sagen konnte. Es war als hätte ich mit seiner Nachteule gesprochen. Er pfiff und hörte uns nicht an. Hypolit, welcher Vergnügen daran fand, ihn schwatzen zu hören, fragte ihn wie er seine Zeit zubringe.

Ich, sagte Gordian, ich schlafe wenn mir mein Oheim etwas zu lernen gibt; ich spiele wenn er mich nicht sieht, und esse so oft ich kann.

Eine bewundernswürdige Art sich zu beschäftigen! erwiederte ich; Sie werden aber doch manchmal Langeweile haben?

Nicht immer. Manchmal weiß ich nicht

was ich thun soll; der Tag kommt mir lang vor, und die Spiele abgeschmackt.

Ich glaube es gerne. Welche Spiele spielen Sie denn?

Mit Kegeln, Kugeln, und mit kleinen Wurfsteinen. Manchmal ergötze ich mich auch damit, Wasser auf die Vorübergehenden zu schütten; den kleinen Mädchen, welche aus der Schule gehen, Furcht zu machen, und einem Hunde einen Holzschuh an den Schwanz zu binden. Manchmal strecke ich mich auch auf die Bank, die an der Hausthüre ist, aus, und betrachte was in der Straße passirt.

Alles dieß scheint mir sehr unterhaltend; aber ich glaube auch, daß diese Arten von Vergnügungen manches Unangenehme haben müssen. Ich stelle mir vor, daß die Vorübergehenden, welche Sie begießen, Ihnen Unannehmlichkeiten sagen werden; daß die Mütter der kleinen Mädchen sich bei Ihrem Oheim beklagen werden, und daß der arme Hund, den Sie quälen, bei der nächsten Gelegenheit Sie beißen wird. Wenn Sie die Arbeit auch nur ein wenig lieben würden,

würden Sie nicht nöthig haben, zu Abkürzung der Zeit diese Bosheiten auszuüben.

Ihr Diener! ich liebe sie nicht und will sie nicht lieben. Es kostet mich weniger Mühe ein Glas Wasser auszugießen, als eine Seite zu lesen.

Und was sagt Ihr Oheim zu diesem großen Widerwillen gegen die Arbeit?

Mein Oheim hofft, daß mir der Geschmack dazu mit der Zeit noch kommen werde, aber ich glaube in der Stille das Gegentheil.

Lieben Sie denn die Geschichten nicht?

Je nachdem. Die Magd erzählt mir welche, welche mir ausnehmend gefallen. Die Begebenheiten Peters des Dummen, der Jungfer mit dem silbernen Fuß, des redenden und reisenden Baumes, könnten mich die ganze Nacht wach erhalten.

Ich bin überzeugt, daß Ihr Oheim merkwürdigere weiß.

Nichtsweniger; er kommt immer auf seine Griechen und Lateiner zurück. Wenn er mir von einem Flusse spricht, so will er mich mit

Gewalt lehren, wo er seine Mündung nimmt; nennt er eine Stadt, so ist es eben so, und ich höre nichts von ihm, als von Wissenschaften, welche mich langweilen.

Hypolit öffnete den Mund um ihm zu sagen, daß ein Fluß nicht seine Mündung nimmt, sondern daß er seinen Ursprung nimmt, und seine Mündung hat an diesem oder jenem Orte. Ich gab ihm ein Zeichen, daß er sich diese Mühe nicht geben sollte, denn der geschickte Hr. Gordian hätte doch nicht darauf geachtet. Man rief uns in diesem Augenblicke. Wir nahmen Abschied von dem Pfarrer und seinem liebenswürdigen Neffen, und kamen ganz bezaubert von unserer neuen Bekanntschaft nach Hause zurück.

Die Erzählung Casimirs vergnügte die Mädchen ausnehmend; sie unterhielten sich lange von Gordian, und wiederholten seine Worte mit großem Gelächter. Während dieser Zeit erzählte Hr. Albert Hrn. Silver, daß er bei seiner Reise in dem Kamtschadalischen Meere eine Art von Seehund gesehen habe, welche man den Seebären nenne, welche in ihrer Geschichte sehr merk-

würdige Eigenheiten darbietet. Diese Thiere, welche wie die Menschen in Gesellschaften vereinigt sind, bilden unter sich Familien von mehr als hundert Individuen, alle einem Haupte unterworfen, und vermischen sich nie mit anderen Familien. Wenn auf der einen Seite die Unterwürfigkeit ohne Gränzen ist, so zeigen auf der andern die Männchen die lebhafteste Zärtlichkeit für ihre Weibchen und Jungen, so daß sie selbst Thränen vergießen, wenn man eines tödtet. Unter diesen Bürgern ist der Muth geehrt, die Feigheit aber mit dem Tode bestraft; sie werfen sich ohne Barmherzigkeit auf die, welche in einem Kampfe die Flucht ergreifen wollen. Wenn zwei Häupter sich angreifen, so wird die Familie des Besiegten der des Siegers einverleibt; wenn aber die Kräfte ungleich sind, so findet der Unterdrückte eine Menge Vertheidiger unter den anderen Seebären, welche außerdem diese Kämpfe betrachten, ohne sich darein zu mischen. Reizbar und heftig unter ihnen, sind sie doch nicht wild gegen die Menschen, welche sie nie angreifen. Wenn man sie aber verwundet oder belei-

digt, dann macht sie ihr außerordentlicher Muth sehr gefährlich. Sie reisen während zwei Monaten in den mittäglichen Meeren, und bringen die übrige Zeit in den nördlichen zu. Dieß sind ohne Zweifel die ungeheuern Heerden des alten Proteus, von welchen Virgil spricht, und welche jener Halbgott in dem Schatten der Klippen dem Meeresufer entlang zur Weide führt.

Die jungen Leute hatten sich Hrn. Albert genähert, um diese Umstände zu hören. Als er schwieg, erinnerte sich Isabelle ihres kleinen Streites in Betreff der Bären, und überließ Hrn. Silver die Entscheidung.

Ihr habt alle beide recht, antwortete der verständige Greis; es gibt verschiedene Arten von Bären, welche auch verschiedene Eigenschaften haben. Die Art, von welcher Sie gelesen haben, Isabelle, ist der schwarze Bär der mitternächtlichen Gegenden. Wenn er schon größer ist als die anderen, so ist er nur wild ohne grausam zu seyn, und frißt kein Fleisch. Milch und Honig sind sein Lieblingsgericht. Der braune Bär, welcher verschiedene Himmelsstriche bewohnt, und

welcher auch der — der Pyrenäen ist, ist wirklich grausam, und manchmal fleischgierig. Es scheint indessen, daß er es nur aus Noth sey, denn er frißt alle Arten von Früchten gerne, aber im Winter, wenn er lange gefastet hat, geht er, durch das Bedürfniß zu fressen getrieben, aus seiner Höhle hervor, wirft sich auf die Heerden, die Leichname, und in dieser Zeit wäre ein Zusammentreffen mit ihm gerade nicht angenehm. Man sagt wohl, daß er niemals zuerst angreife, aber es ist auch wahr, daß die Gegenwart eines Menschen ihn keineswegs zur Flucht bewegt, und daß wenn er einem begegnet, er von seinem Wege nie und in keinem Falle abweicht.

Ich hatte also doch recht, bei seinem Anblick zu erschrecken, rief Adrienne, und ich hoffe, daß wenn wir uns je wieder in solchen Umständen befinden sollten, wovor uns Gott bewahren wolle, Isabelle nicht wieder so unvorsichtig seyn wird.

Uebrigens fuhr Hr. Silver lachend fort, muß ich Ihnen sagen, daß die Bären sehr viel

Achtung vor den Frauenzimmern haben. Man sagt, daß sie diese nahe bei ihnen vorübergehen lassen, ohne sie zu beleidigen, und daß die Bären von Kamtschatka ihnen folgen, wenn sie wilde Früchte sammeln, ohne ihnen weiter etwas Uebles zu thun, als daß sie ihnen einige dieser Früchte stehlen.

Ich, antwortete Adrienne, würde mich ihrer Delikatesse nicht anvertrauen.

Isabelle.

Der, welchem wir begegnet sind, hat dir mehr Furcht als Böses zugefügt, er sah keineswegs unartig aus.

Hr. Silver.

In dieser Jahreszeit sind sie auch nicht gefährlich, weil sie überall reichliche Nahrung finden. Sie werden aber immer seltener in unseren Gebirgen, besonders an bewohnten Orten. Es ist ein trauriges Thier, das die Einsamkeit liebt.

Hr. Leopold.

Ich kenne einen Irländer, der mich versicherte, daß man sie in seinem Lande mittelst eines Handschuhs jage, den man ihnen hinwerfe. Der Bär nimmt den Handschuh, und während er

sich belustigt, die Finger desselben umzuwenden, was er immer thut, schießt der Jäger auf ihn.

Hr. Silver.

Auf welche Art man auch diese Jagd einrichtet, sie bleibt immer gefährlich. Vor einigen Jahren wollte ein vornehmer spanischer Herr, welcher nach Bareges gekommen war, um die Bäder zu gebrauchen, sich das Vergnügen dieser Jagd verschaffen. Er lud viele Leute ein, unter welchen ich mich auch befand. Das Thier wurde nahe bei dem Amphitheater von Gavarnie angegriffen. Noch kann ich nicht ohne Schrecken an die Wuth des verwundeten Bären denken. Er knirschte fürchterlich mit den Zähnen, und stürzte sich auf den Spanier um ihn zu zerreißen. Dieser wich ihm dadurch aus, daß er auf einen Baum stieg, der kühne Bär folgte ihm. Wir sprangen dem Jäger zu Hülfe, er rief uns aber zu, uns nicht zu bewegen, und unbesorgt zu seyn. Wir sahen mit Schrecken das wüthende Thier sich seinem Gegner nähern. Dieser — ohne im mindesten besorgt zu seyn, zog sein Jagdmesser, und hieb dem Bären sehr geschickt

beide Vordertatzen ab. Der Bär fiel, der Spanier hatte sein Gewehr wieder geladen, und streckte ihn todt an dem Platze nieder.

Das Amphitheater von Gavarnie ist vielleicht ein zu dieser Art von Kämpfen bestimmtes Gebäude? fragte Hypolit, welcher selten den Mund öffnete.

Es ist zu nichts bestimmt, erwiederte Hr. Silver; dieß ist ein ungeheuerer Raum zwischen den Gebirgen, ein natürliches Amphitheater. Es gibt viele in den Pyrenäen, welche man Oulen nennt. Die Oule von Heas ist die prächtigste. Von zwei Gebirgsketten, welche sie in Form eines Halbmonds umgeben, endigt sich die eine durch zwei hervorragende Felsen, welche zwei Bollwerken gleichen, die sich durch ihre Weiße von den dunkleren Mauern absondern; die andere ist ein nackter Felsen, auf welchem sich ein natürlicher abgestumpfter Thurm befindet, der Stachelthurm genannt. Ewiges Eis, in den Wolken sich verlierende Spitzen, tiefe Risse, durch welche fortwährend Bergströme, durch den Schnee geschwellt, brausen, sind die imposanten Erscheinungen, welche der

Berg Troumousse darbietet, wo sich die beiden Punkte des Halbmondes vereinigen. Drei Millionen Menschen würden diesen prächtigen Platz nicht ausfüllen, und zehn Millionen hätten bequem Raum auf seinem Amphitheater. Die Mauern haben nirgends weniger als zweitausend vierhundert Fuß Höhe. Dieser Circus, welcher zwei Meilen Ausdehnung hat, befindet sich auf der Höhe der Pyrenäen, er ist mit Kräutern und Blumen bedeckt, und unzählige Heerden weiden alle Tage da.

Dieß ist ohne Zweifel das, was Sie mir zu zeigen versprochen haben, mein Herr, sagte Isabelle erröthend, als Sie mir in Coaraze von außerordentlichen Gegenden, auf welche ich begierig bin, erzählten. Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr daran.

Ich verstehe Ihren kleinen Verweis wohl, erwiederte Hr. Silver, und um ihn nicht ferner zu verdienen, will ich Sie zu dem Amphitheater von Gavarnie führen, wenn anders Sie sich muthig und stark genug dazu fühlen; denn ich sage es Ihnen zum Voraus, der Weg ist mühselig und beschwerlich.

Ich bin gänzlich entschlossen, antwortete Isabelle freudig. Wenn ich an Tauen an den Felsen auf und ab klettern müßte, wie es die Gebirgsbewohner manchmal müssen, um ihre schroffen Felder zu bauen, ich werde Ihnen überall folgen, wohin Sie mich führen.

Nun das ist gut, erwiederte Hr. Silver, wenn Ihre Familie einwilligt, so reisen wir Morgen mit dem Anbruch des Tages ab.

Hr. Leopold und Hr. Albert nahmen diesen Vorschlag an, die Reise wurde beschlossen, und man trennte sich, um den Rest der Nacht dem Schlaf zu widmen.

Adrienne war indessen ganz traurig geworden. Weit entfernt, sich wie Isabelle aus dem morgenden Tage ein Fest zu machen, erstarrte sie vor Schrecken schon deßhalb, weil Hr. Silver Muth empfohlen hatte. Sie stellte sich tausend Gefahren vor, deren größter Theil blos eingebildet war. Der Bär trug auch etwas dazu bei. Von so vielerlei Gedanken gequält, hatte sie Mühe einzuschlafen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Reise nach Gavarnie. — Der Eremit in der Kapelle

Isabelle erwachte zuerst, und ihre erste Sorge war auch Adriennen zu erwecken. Diese hatte kaum die Augen offen, als sich sogleich die Gedanken vom vorigen Abend wieder einstellten; traurig auf ihrem Bette sitzend, zögerte sie, sich anzukleiden. Isabelle errieth ihre Furcht und rieth ihr zu bleiben.

Du lässest Dich zu Madame Clemens führen, sagte sie zu ihr, und bringst den Tag mit Felizien zu.

Dieser Vorschlag, mit Adriennens Gemüthsart mehr übereinstimmend, schien sie zu verführen. Sie dachte einige Augenblicke darüber nach, aber sie verwarf ihn:

Nein, sagte sie, ich gehe nicht zu Felizie.

Während ich da in Sicherheit wäre, wäret ihr vielleicht großen Gefahren ausgesezt; dieser Gedanke würde mich verfolgen und unglücklich machen. Ich will euch lieber begleiten; was auch euer Schicksal seyn mag, ich werde bei euch seyn, um euch zu helfen oder die Gefahren mit euch zu theilen.

Großmüthige Adrienne, sagte Isabelle, sie umarmend, sey ruhig, ich hoffe, daß uns nichts begegnen wird, als angenehme Begebenheiten, über welche du dich freuen wirst. Unsere Eltern und Hr. Silver sind zu klug, als daß sie uns Gefahren aussetzen, welche unsere Kräfte übersteigen. Ein wenig Ermüdung, einige schlechte Mahlzeiten, welche uns werden lachen machen, einige Bäche, über welche wir setzen müssen, dieß sind, stelle ich mir vor, die schrecklichsten Vorfälle, die uns bedrohen. Als ich dir vorschlug, hier zu bleiben, wollte ich mich nur nach deinen Wünschen bequemen, wenn du aber mit uns gehst, bin ich zufriedener.

Isabellens Worte machten auf Adriennens Geist die gewöhnliche Wirkung. Sie wurde

sicher, lächelte, und beide Schwestern kleideten sich schnell an.

Kaum erschien die Sonne am Horizont, als die Reisenden ihre Maulthiere bestiegen, und das Haus des Hrn. Silver verließen. Artige Strohhütten, an dem Abhang der Gebirge erbaut, und jede mit einem kleinen Gehölze versehen; der Adour, sein klares Wasser durch Weiden und Wiesen wälzend, vervielfältigten auf dem Wege eine Menge kleiner Gemälde voll Reiz und Frische. Diese lachende Landschaft dehnte sich bis in das Thal von Bastan aus; hier zeigte sich den Blicken der Reisenden nur eine furchtbare Wüste. Keine Hütten, kein Grün mehr. Der Adour hatte seine herrlichen Wellen anderswohin geführt. Der einzige Waldstrom Bastan rollte seine wüthenden Wasser zwischen nackten und zackigten Felsentrümmern. Entwurzelte und verdorrte Tannen, ungeheure vom Waldstrom hergeschwemmte und an den Ufern liegende Steine, Gebirge, deren riesenhohe Gipfel sich zum Gewölbe neigten, und die auf dem Wege furchtbaren Schatten verbreiteten: dieß waren

die

fürchterlichen und imposanten Gegenstände, welche unsere Reisenden begleiteten, die durch ganz neue Einstürze öfters genöthigt wurden, von ihren Maulthieren abzusteigen. Sie kamen endlich in den Bädern von Barreges an, ermüdet und beinahe Hungers sterbend. Einige Stunden Ruhe und eine reichliche Mahlzeit gaben ihnen hinlänglich Kräfte, den Ort zu besichtigen, wo sie waren. Der Waldstrom Bastan war noch da; aber in seinen schrecklichen Verwüstungen hatte er seinen Weg verlassen, und nicht weit von dem, den er jezt nimmt, findet man sein altes Bette in der Nähe der Bäder. Sechzig Häuser, in einer Schlucht am Fuße eines Gebirges liegend, welches sich senkrecht in eine Höhe von mehr als vierhundert Fuß erhebt, bilden das Dorf Barreges. Von dem Monat Oktober bis zum Monat Mai ist es unter Schnee begraben, der Wache eines einzigen Schäfers anvertraut. Die Bäder nimmt man in kleinen, gewölbten, dunkeln und schwarzen Kellern. Einige bleiche und wankende Personen, welche gekommen waren, um in diesen heilsamen Quellen das

Ende ihrer Leiden zu suchen, gingen in den Umgebungen spazieren. Hr. Silver zeigte Adriennen auf einer kleinen Anhöhe gegen Norden, ein wenig unter Barreges, etwa zwanzig zwischen Bäumen stehende Strohhütten, welche im Ganzen eine herrliche Landschaft bildeten. Auf dieser nämlichen Anhöhe war vormals nur eine einzige Strohhütte, welche Frau von Maintenon, damals Wittwe Scaron, einige Zeit bewohnt hatte.

Der Rest des Tages verging unter Spaziergängen; unsere Reisenden speisten mit einigen Fremden zu Nacht, welche die Bäder gebrauchten. Der eine, ein verwundeter Militär, beschwerte sich über das Wasser, welches ihm nach seiner Versicherung keine Erleichterung verschaffte. Ein Glas Bordeauxwein, sagte er, ist besser als alle Heilquellen der ganzen Welt. Deßwegen reise ich auch Morgen ohne Verzug ab.

Mein Herr, erwiederte ihm ernsthaft ein Arzt, voriges Jahr war ein junger Offizier hier, der die nämliche Sprache führte wie Sie. Statt die Diät zu beobachten, welche die mineralischen Wasser unterstützen soll, überließ er sich gefähr-

lichen Exzessen. Die Unmäßigkeit war seine grösste Krankheit. Er verließ Barreges, um sich anderswo ohne Rückhalt den Freuden der Tafel zu überlassen. Seine Wunde verschlimmerte sich, und er wurde ein Opfer seiner Ausschweifungen.

Ich meines Theils, sagte eine Frau von gewissem Alter, ich kann die Wohlthaten dieser Heilquellen nur loben, und wenn es noch Mode wäre, würde ich ihren Najaden opfern. Schon zehn Jahre komme ich immer hieher, und immer bin ich zufrieden.

Jedermann lachte über diese lezte Bemerkung.

Wie Madame, rief der Offizier, Sie kommen schon zehn Jahre hieher, ohne sich zu sättigen? Dies heißt eine sonderbare Lobeserhebung von der Kraft dieser Wasser. Die Kur muß also erneuert werden?

In der That, mein Herr Offizier, antwortete die Dame; alle Jahre bin ich matt und habe lange Weile; die Leute, die ich sehe, scheinen mir zu einförmig und zu traurig. Sobald die Badezeit herangekommen ist, so verlasse ich

sie mit Freuden; ich komme hieher nach Barreges, wo der Anblick der Gehenden und Kommenden mich unterhält, mich zerstreut, und mich innerhalb zwei Tagen in die vollkommenste Gesundheit versezt.

Ich verstehe, erwiederte der Arzt, der schon gesprochen hatte, dieß sind die Badenden und nicht die Bäder, welche Sie heilen. Wenn Barreges verlassen wäre, Sie kämen nicht mehr.

Gewiß nicht, entgegnete die Dame. Zu was Bäder, wenn man niemand da trifft?

Und gerade diese suche ich auf, sagte ein Neidischer mit finsterem Auge und zitrongelbem Gesicht. Ist es nicht genug, daß man gezwungen ist, die Leute ganze Monate hindurch zu sehen, und sollte man dann nicht wenigstens in der Einsamkeit sich kuriren lassen können? Aber wie! man muß den Anblick von Leuten ertragen, deren Freude uns zu beleidigen scheint, und welche mit einem Reichthum prangen, der ihnen nicht gebührt; der Verdruß, den dieß verursacht, vermehrt das Uebel, statt es zu heilen.

Madame, sagte ein Regierungsbeamter,

welcher sich von drei Lakaien bedienen ließ, und welcher einen Diamant, den er am Finger trug, mit vieler Geschäftigkeit spielen ließ, wenn Sie die Gesellschaft so lieben, warum gehen Sie nicht nach Bagneres? Die Versammlung ist dort viel zahlreicher, viel prächtiger als hier, wo man beinahe nur Leidenden begegnet.

Es kostet zu viel in dieser Stadt, erwiederte die Dame, aber Sie, mein Herr, der Sie drei Lakaien haben, der Sie hier so vielen Aufwand machen, und so hohes Spiel spielen, warum gehen Sie nicht hin?

Oh, ich für meinen Theil, antwortete der Herr mit einer Miene voll Eitelkeit, ich liebe das Gewühl nicht. Es kommen Abenteurer in diese Bäder, welche mehr Lärm und Aufsehen machen, als angesehene Leute. Man geht an einem vorüber, ohne bemerkt zu werden, und man müßte sich ruiniren, wenn man seinen Rang auch nur ein wenig behaupten wollte.

Ein kleiner Greis, welcher neben Hrn. Leopold saß, neigte sich gegen dessen Ohr, und sagte boshaft:

Dieser Herr ist ein armer Teufel und in seiner Stadt kaum bemerkt. Das Verlangen einige Zeit für eine wichtige Person zu gelten, verzehrt ihn beinahe; er fastet zwei oder drei Jahre um so viel zu erübrigen, daß er drei Lakaien hieher bringen kann, welche er nach seiner Heimkunft verabschiedet.

Das Wasser müßte besondere Tugenden haben, antwortete Hr. Leopold, wenn es die Unmäßigkeit, den Neid, die Langeweile und die Eitelkeit heilen könnte.

Hr. Silver und seine Freunde erwarteten das Ende der Abendmahlzeit nicht, um sich zurückzuziehen. Ermüdet von ihrer Reise, welche sie am andern Tage fortsetzen sollten, überließen sie sich der Ruhe, welcher sie bedurften.

Die Trinker und die Badenden schliefen noch, als unsere Familie, begleitet von vier guten Führern, sich auf den Weg machte. Das Land zeigte einen noch fürchterlicheren Anblick als den Tag vorher, und der Weg verengte sich auf eine noch mehr Schrecken erregende Weise. Nahe bei der Höllenbrücke war er wie über einen Abgrund ge-

sprengt, dessen Tiefe man nicht zu messen wagte. Das Dorf Bircos, über einem Abgrunde hängend, war das einzige, welchem sie begegnet waren, und mit Ausnahme einiger Arragonier, welche mit großen Musketen bewaffnet, und mit Rosenkränzen versehen waren, trafen sie Niemand in diesen wüsten Orten.

Cauteres, in einem lachenden und einsamen Thale liegend, zeigte sich endlich den Blicken der Reisenden. Man hielt hier an, um zu frühstücken. Es gab hier auch noch Mineralwasser-Trinker, aber in geringerer Anzahl als in Barreges. Einer der Führer, welcher von Cauteres war, zeigte den Reisenden die Königsquelle, so genannt, weil Arbaca, der erste König von Arragonien, hier seine Gesundheit wieder erlangt hatte, und die Quelle der Königin Margarethe, Schwester Franz des Ersten, von welcher einige gefährliche Fußwege, welche dahin führten, auch den Namen hatten.

Margarethe, eine liebenswürdige und geistvolle Frau, eine zärtliche Schwester, eine aufgeklärte Königin, begab sich mit ihrem ganzen

Hofe in dieſe tiefe Einſamkeit. Dichter, Muſiker, ſelbſt Gelehrte folgten ihr. Jeder führte eine Dame hinter ſich, bekleidet mit einem Mantel von Wachstuch, und das kleine Thal von Cauteres wurde der angenehmſte Ort der Welt. Geiſt und Anſtand herrſchten an dieſem Hofe, ohne Freiheit und Frohſinn zu verbannen. Margarethe ſchrieb leicht in Proſa und in Verſen. Man bedauert, daß dieſe Königin, deren Sitten rein waren, ſich nicht ſcheuete, ihre Feder mit zu freiſinnigen Gemälden zu beſchmutzen. Eine Frau muß nicht allein ſittſam und beſcheiden ſeyn, ſondern ihre Reden und ihre Schriften müſſen auch das Gemälde dieſes Charakters tragen. So oft dieſe Harmonie ihr fehlt, fühlt man das nämliche Erſtaunen, das eine ſtinkende Roſe verurſachen würde.

In einer engen und ſchattigen Schlucht in der Nähe von Cauteres bemerkte Adrienne Leute, beſchäftigt, kleine Laubhütten auf von drei vereinigten und ſehr hohen Stangen zu errichten. Sie fragte den Führer von Cauteres, zu welchem Zwecke dieß geſchehe.

Dieß ist um die wilden oder Holztauben zu jagen, erwiederte er; diese Vögel kommen, wenn das Laub, fällt in Menge von der Seite von Spanien. So weit diese Schlucht reicht, richtet man dann Hütten auf, wie die, die Sie hier sehen. Man spannt auch ein großes Netz zwischen den Bäumen am Ende der Schlucht aus. Wenn nun diese Vögel erscheinen, wirft ein in jeder Hütte versteckter Mensch ein weißes Brett oder einen befiederten Pfeil nach ihnen. Die Tauben glauben, daß dieß ein Raubvogel sey, und senken sich in ihrem Fluge gegen die Erde. Von Hütte zu Hütte so erschreckt, lassen sie sich bis unter das Netz führen, welches man dann augenblicklich mittelst Rollen fallen läßt. Man fängt auf diese Art oft mehr als hundert Holztauben auf einmal.

Adrienne dankte dem Führer, und betrachtete diese Hütten ein wenig traurig; sie beklagte das Schicksal dieser armen Vögel, welchen man einen so ungünstigen Empfang bereitete.

Hr. Silver hatte seinen Freunden schon längst das Gebirge von Gavarnie gezeigt, wel-

ches in der Ferne erschien, als sie an einen ganz außerordentlichen Ort, das Chaos genannt, kamen. Dieser Name bezeichnet die Unordnung vollkommen, welche da herrscht. Man könnte sagen, daß die Natur auf Gerathewohl in einer großen Umwälzung die ungeheuern Felsenstücke über einander geworfen habe, aber die Geschichte schweigt hievon. Von welcher Seite man auch dasselbe ansehen mag, überall begegnet man nur Erstaunen erregenden Gegenständen. Auf der Erde Trümmer von Gebirgen; und welche gigantische Trümmer! In den Lüften die Thürme von Marbore, der weiße Pick, die Rolands-Bresche, der alte Schnee, die Vigne male, beeiste und unzugängliche Gipfel auf französischer Seite, von verschiedener Höhe, Form und Ausdehnung. Das Amphitheater von Gavarnie ist ganz nahe dabei. Sein Raum ist während der größten Hitze mit Schnee bedeckt. Die Gave hat sich unter diesem Schnee einen Weg gebahnt, welcher gefroren eine feste Brücke bildet. Ein Kind der ewigen Eisberge entströmt dieser Waldstrom dem See des verlornen Bergs, stürzt sich von

der Höhe der Felsen mehr als dreihundert Fuß herab, und fällt in sieben Wasserfällen in die Vertiefung von Gavarnie. Ich habe unrecht, wenn ich sage, er falle; ein leichter Wind hält ihn in den Lüften, und statt sieben Kaskaden bildet er sieben durchsichtige Schleier, welche die Sonne öfters mit den Regenbogenfarben bemaler. Statt der erwarteten großen Masse Wassers wird die Erde nur durch einen sanften und leichten Regen benezt; aber bald vereinigt sich der zerstreute Fluß, sammelt seine Kräfte und rollt sich mit Gebrause unter dem Schnee und zwischen den Felsen. Sturzweise langt er endlich in den Bädern des heiligen Erlösers an. Hier ruhiger, gleicht er einem Menschen, der durch Unfälle in seinen wilden Launen gebessert worden ist; er wälzt sich zwischen Eschen und Linden fort, von welchen seine Ufer beschattet sind.

Als die Reisenden am Ziele ihres mühevollen Marsches angekommen waren, bereuten sie die Strapazen nicht. Das herrliche Schauspiel, das sie vor Augen hatten, entschädigte sie reichlich. Hr. Silver führte sie zu einer Höhle von Eis, das

an die Mauer des Cirkus angeschichtet war. Ihre weite Oeffnung gestattete einen Blick in ihr Inneres zu werfen, das geräumig und sehr dunkel ist; aber in sie hineinzugehen wäre in einer Jahreszeit, wo diese Eismassen unmerklich erweicht, immer zum Einsturz bereit sind, sehr unvorsichtig gewesen. Die Höhle war zu tief, als daß man ihren Grund hätte unterscheiden können. Man hörte ein verworrenes Geräusch in derselben, gleich demjenigen eines Wasserfalls; man vermuthete, daß es von dem Sturzbache herrühre, welcher, nachdem er die Höhle durchlaufen, ihrer ungeheuern Oeffnung brausend entströmt.

Während man tausend Gegenstände, wovon einer überraschender als der andere war, bewunderte, und tausend Ansichten, welche unmöglich beschrieben werden können, vor den Augen vorübergingen, zog ein Gewitter herbei, welches man nicht früher bemerkte, als bis der Donner rollte. Die Führer, an dem Rande eines Abgrundes mit Essen beschäftigt, hatten nicht mehr darauf geachtet als die andern; aber auf das Gebrüll des

Donners standen sie schreckensvoll auf. Hr. Silver erblaßte, Hr. Leopold warf auf seine Familie einen besorgten und schmerzhaften Blick. Weniger von den Gefahren unterrichtet, welche sie bedrohten, empfand auch Hr. Albert weniger Furcht, und, mit Ausnahme Adriennens, hätten seine Kinder keine gehabt, ohne die Bestürzung, welche sich auf den Gesichtern aller derer ausdrückte, welche sie umgaben. Eine erstickende Hitze ließ sich selbst in diesen mit Schnee bedeckten Orten fühlen. Kein Haus, um die Reisenden aufzunehmen; die Dörfer Gedres und Pragneres waren zu entfernt, als daß man Zeit gehabt hätte, sich dahin zu begeben. Der Wind führte mit Heftigkeit schreckliche Wolken herbei: bald zerrissen sie und gossen Fluthen von Regen, welche den Schnee schnell schmelzten, und neue Sturzbäche bildeten, deren Wogen sich von allen Seiten mit furchtbarem Gebrause herabstürzten. Bäume, alte Kinder dieser Felsen, die Felsen selbst folgten diesen wüthenden und schäumenden Wassern. Eine Wolke von Blättern, Schnee und Regen verdunkelte den Himmel, im wahren

Sinne von den Blitzen zerrissen, und durch das unaufhörliche Geroll des Donners erschüttert.

Die unglücklichen Reisenden, welche sich in den Schutz einer Höhle, die in jedem Augenblick sie unter ihren Trümmern begraben konnte, begeben hatten, betrachteten mit Schrecken die Wuth aller Elemente. Ein tiefes Stillschweigen herrschte unter ihnen. Hr. Albert und Hr. Leopold hielten ihre angstvollen Kinder in ihren Armen, betrachteten aber nichts destoweniger ein so außerordentliches Schauspiel mit Bewunderung. Adrienne, blaß, zitternd, stüzte sich auf den Arm ihres Vaters, sie verbarg das Gesicht an seiner Brust, und bat Gott, ihre Mutter über ihren Verlust zu trösten, denn es schien ihr unmöglich, einer solchen Gefahr zu entgehen. Plötzlich erhellte ein Blitz die ganze Höhle, der Donner brach eben so schnell durch die Wolke, der Strahl hatte getroffen und zwar einen Felsen, über welchen die Zeit andere aufgethürmt hatte. Das Gebäude stürzte zusammen mit einem furchtbaren Getöse, und bildete zum Schrecken der Reisenden ein neues Chaos aus

seinen Trümmern. Dieser schreckliche Augenblick schien der lezte der Unglücklichen zu seyn, welche in der Höhle versammelt waren; ein schmerzhaftes Geschrei entfuhr ihnen und verlor sich in dem furchtbaren Getöse der einstürzenden Felsen. Dieß war der lezte Ausbruch der Wuth des Gewitters. Die Wolken zerstreuten sich, die Regenströme verwandelten sich in Thau, und das schreckliche Gebrülle in eine sanfte und majestätische Stimme. Immer ferner und ferner leuchteten die Blitze noch aus den Wolken, aber ihr schwächeres Feuer bedrohte die Menschen nicht mehr, und zeigte ihren noch erschrockenen Blicken nur ein schönes Schauspiel.

Kaum hatte Hr. Albert sich ein wenig erholt, als er bemerkte, daß Adrienne ohnmächtig geworden war. Man versuchte vergebens sie durch in das Gesicht gespriztes Wasser zu beleben. Ihr Vater hielt sie in seinen Armen; Hr. Leopold suchte ihre Hände in den seinigen zu erwärmen; Isabelle schnürte sie auf, Hypolit und Casimir weinten um sie herum. Während dieser Zeit suchten Hr. Silver und die Führer, die Maul-

thiere zu versammeln, welche sich während des Gewitters verlaufen hatten. Sie fanden zwei von dem Felsensturz getödtet. Beim Eintritt in die Höhle sagte Hr. Silver, daß man das Glöckchen einer Kapelle auf dem Wege nach Heas höre, welche nicht sehr weit entfernt seyn könne. Einer der Führer erbot sich, sie hinzuführen. Man brauchte viele Zeit um die Fußsteige zu erklettern, neue Wege und Ausbeugungen zu suchen, weil das zu häufige Gewässer nicht erlaubte, den alten Weg zu verfolgen.

Hr. Silver, Hr. Albert und Casimir machten wegen der fehlenden zwei Maulthiere den Weg zu Fuß. Einer der Führer, ein starker Mann, bestieg Casimirs Maulthier, und hielt Adriennen in seinen Armen. Zweimal öffnete sie die Augen, und zweimal schloß sie sie wieder, ohne sprechen zu können. Der Klang der Glocke, welcher sich immer mehr näherte, erhielt den Muth der Reisenden. Im Augenblick als sie aufhörte, kam ein Eremit, welcher die Kapelle bediente, Ihnen entgegen.

Adrienne wurde auf ein Bett von Ziegen-

häuten

häuten gelegt, welches dem Einsiedler gehörte. Dieser leztere, ein sehr alter Mann, gab ihr ein geistiges Getränk, welches die junge Kranke bald wieder belebte. Adrienne bewegte ihre Augen unruhig auf diejenigen, welche sie umgaben, und als sie ihre ganze Familie erkannte, weinte sie Freudenthränen, und streckte ihre schwachen Arme nach ihnen aus. Jedes antwortete durch Thränen und Liebkosungen. Der Einsiedler, gerührt von dieser Scene, machte ihr, aus Besorgniß, sie möchte gefährlich für die Kranke werden, ein Ende. Er ließ ein Stück groben wollenen Stoffs über das Bett fallen, welches anstatt der Vorhänge diente, und die ganze Gesellschaft zog sich stille in das andere Ende des Zimmers zurück. Der Eremit beschäftigte sich sodann mit den anderen Reisenden. Er holte einen Bund Tannenzweige, und zündete ein Feuer an, an welchem jeder seine Kleider trocknen konnte. Die Führer thaten ein Gleiches vor der Thüre der Kapelle, denn die Einsiedelei konnte nicht alle fassen. Der gute Einsiedler, trotz seines hohen Alters immer geschäftig, gab den Führern ein

junges Böckchen um sich zu laben. Ein anderes sezte er seiner Gesellschaft nebst Wein vor, welchen er von spanischen Kaufleuten kaufte, die ihn auf Maulthieren in verpichten Schläuchen brachten. Er fügte prächtige Spargeln aus seinem Garten hinzu. Isabelle und ihre Brüder halfen ihm in diesen Zubereitungen. Adrienne befand sich viel besser und sezte sich mit ihrer Familie zur Tafel. Ihr Gesicht hatte eine so starke Bläße behalten, daß ihre Verwandten unruhig wurden. Der Eremit beruhigte sie, aber er lud sie ein, diesen Tag nicht mehr weiter zu reisen.

Dieses junge Mädchen, sagte er, ist nicht im Stande, neue Strapazen zu ertragen. Es ist wahr, die Nacht welche Sie hier zubringen werden, wird schlecht seyn, denn ich kann Ihnen keine Betten anbieten; ich denke aber, daß diese Unannehmlichkeit Sie nicht abhalten wird zu bleiben. Die Kranke wird der Ruhe genießen, die sie bedarf, und Sie werden sehen, daß sie Morgen wieder ihre natürliche Farbe hat.

Die Reisenden nahmen den Vorschlag des

guten Einsiedlers mit Dank an, welcher sich wie sie, dazu bequemte, entweder die ganze Nacht zu wachen, oder so gut es gehen wollte zu schlafen.

Hr. Leopold schickte die Führer mit den drei Maulthieren nach Cauteres zurück, und gab ihnen den Auftrag, solche mit zwei anderen am andern Morgen zurückzubringen, um die zu ersetzen, welche durch das Gewitter umgekommen waren. Hierauf ging man um die Einsiedelei spazieren. Ein kleiner Garten von etwa dreißig Quadratfuß, der einzige Platz, welcher in dieser Wildniß angebaut werden konnte, war hinter dem Hause. Dieser Garten, umgeben von einem Wachholderzaun, war beinahe ganz mit jenen schönen Spargeln angefüllt, von welchen man gegessen hatte, und neben denen man noch eine niedrige Pflanze mit breiten Blättern bemerkte, die der Eremit Carline nannte. Er sagte, daß man die Blüthen esse, wenn sie jung und zart seyen, und daß die Wurzeln, die man für heilsam bei ansteckenden Krankheiten halte, einmal von Carl dem Großen zu diesem Gebrauch wären benüzt worden, dessen Soldaten von einem bös-

artigen Fieber angesteckt waren. Mehrere Bienenschwärme, in hohlen Baumstämmen nistend tummelten sich in diesem kleinen Garten. Casimir hütete sich wohl, sich ihnen zu nähern; er erinnerte sich noch des Stiches, den er von den Bienen des Pächters Tiburan erhalten hatte.

Beim Herausgehen aus dem Garten öffnete der Eremit seinen Gästen die Thür der Kapelle. Sie war überall mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, der sie geweihet war, geschmückt, und mit Geschenken der Pilger, welche alle Jahre hieher kamen, behängt. Arme, Füße von Wachs oder Gips, oder grob in Holz geschnitten, bedeckten die Mauern dieser Kapelle. Sie bezeugten die Genesung derjenigen, welche sie aufgehängt hatten. In der Nacht vom sieben auf den achten Oktober begeben sich die Einwohner aller Thäler an diesen Ort, und beleben diese Wüste mit ihren Tänzen und Gesängen. Lange Mahlzeiten folgen den religiösen Handlungen. Entfernte Verwandte grüßen sich, und versammeln sich freudig. Die Greise freuen sich ihre Enkel großgewachsen und stark zu sehen,

und sie schließen die Neugebornen in ihre Arme, die sie noch nie begrüßt hatten. An diesem Tage empfehlen sie ihre Familien, wie auch ihre Heerden und Ernten dem Gebete des Eremiten. Sie bringen ihm reiche Opfer, mit deren Hülfe er den Ueberrest des Jahres allein lebt.

Wie! Sie sind das ganze Jahr allein in dieser Wüste? fragte Hr. Leopold den Greis. Sie sind also der, der die Glocke läutete, deren Klang uns hieher geführt hat?

Ich bin es selbst, erwiederte der Greis. So oft ein Gewitter entsteht, oder aufgehört hat, läute ich die Glocke meiner Kapelle, um die in diesen Gebirgen verirrten Reisenden zu rufen. Vor dem Gewitter haben Sie sie in Gavarnie nicht hören können, weil der Wind den Schall auf die entgegengesezte Seite führte.

Am Ende des Tages nahm der gute Eremit eine Flöte, ging damit auf die Spitze eines Felsen, und spielte eine ländliche Arie, welche die Echo nach ihm wiederholten. Während die Reisenden ihn mit um so größerem Erstaunen hörten, als sie in seiner Spielart eine unerwar=

tete Fertigkeit fanden, sah man von den spitzesten Gipfeln ungefähr zehen Ziegen herabsteigen, an ihrer Spitze einen stattlichen Bock hatten. Diese Heerde stellte sich um den Greis herum, welcher, nachdem er ein großes hölzernes Gefäß herbeigeholt hatte, anfing, die von Milch gefüllten Euter seiner lieben Ernährerinnen auszumelken. Jede dieser Ziegen kam ihrer Reihe nach, um ihm diese wohlthätige Flüssigkeit zu überlassen. Er schmeichelte ihnen, er rief sie bei ihren Namen, denn jede hatte ihren eigenen. Einige von ihnen, seit sie Junge hatten, weniger zutraulich, wollten nichts von seinen Liebkosungen wissen; an der Thüre ihres Stalles stehend, antworteten sie auf das Geschrei der Kitzchen. Der Einsiedler verlangte nichts von ihnen; er ließ sie mit aller in den Eutern enthaltenen Milch hineingehen. Der Bock war seinen Gespielen nicht gefolgt, er betrachtete immer den Greis, und gab ihm von Zeit zu Zeit kleine Kopfstöße.

Nun mein alter Freund, sagte der Eremit zu ihm, du bist nicht zufrieden? es fehlt dir

etwas? ich will dir gleich geben; was du willst.

Das war ein Stück Brod. Kaum sah er es in den Händen seines Herrn, so stieg er in die Höhe, und sezte die Vorderfüße ihm auf die Brust, wodurch er den Greis umwarf.

Oh! oh! erwiederte dieser, so alt du auch bist, deine Kräfte übertreffen die meinigen. Dieses Thier, fügte der Einsiedler hinzu und wandte sich an seine Gäste, ist beinahe zwanzig Jahre alt. Es ist der Vater meiner kleinen Heerde. Da es für mich in meinem Alter zu ermüdend wäre, sie von Felsen zu Felsen auf die Weide zu führen, so habe ich meinen Bock gewöhnt, auf den Ton meiner Flöte an der Spitze seiner Gesellschafterinnen zurückzukommen. Ich liebe ihn, weil er nun auch alt geworden ist. Wie ich, hat auch er einen großen Theil seiner Lebhaftigkeit verloren, und sein dicker Bart ist beinahe eben so weiß als der meinige. Frei von dem Kummer, welcher einen Theil meines Lebens getrübt hat, erträgt er leichter als sein Herr das Gewicht der Jahre. Im Allgemeinen

erfreuen sich alle Thiere dieser Wohlthat. Die Unschuld ihrer Sitten, die Einförmigkeit ihres Lebens tragen dazu bei, daß sie ein von Schwachheiten freies Alter erreichen; und während wir mit Mühe, ohne uns daran sättigen zu können, den Ueberrest eines nutzlosen, und öfters selbst für andere unsers Gleichen beschwerlichen Daseyns fortschleppen, dienen sie uns bis zum lezten Athemzuge mit einem Muth und einer Gelehrigkeit ohne Gränzen.

Der Greis drückte diese Gedanken weit anmuthsvoller aus, als ich sie hier erzähle. Seine Sprache hatte eine ungewöhnliche Reinheit und Eleganz.

Nun aber, sagte er mit einem angenehmen Lächeln zu seinen Gästen, ist es Zeit an unser Abendessen zu denken. Leute, welche die Nacht ungeschlafen zubringen sollen, bedürfen eine Stärkung ihrer Kräfte. Unten an diesem kleinen Fußwege, welchen Sie hier sehen, ist ein See mit vortrefflichen Forellen. Ich habe diesen Morgen eine Reuse gelegt, wir wollen sehen, ob Fische gefangen sind.

Mit Hülfe eines Stocks betrat er zuerst den steinigen Weg, und ging mit einem für sein Alter sehr sicheren Schritt. Es fanden sich vier Forellen in der Reuse, von welchen man ein köst=liches Abendessen bereitete.

Nach dem Abendessen fragte Hr. Silver, den Greis, von dessen edlem zuvorkommendem Betragen er gerührt war, wie er mit so viel Annehmlichkeit des Geistes ausgerüstet, ein so einsames Leben führen könne, welches doch nur einem Menschenfeinde zuträglich seyn könne.

Mein lieber Herr, antwortete der Greis mit einer halb fröhlichen, halb ernsthaften Miene, an meiner Stelle würden Sie das Nämliche gethan haben. Sie sehen in mir ei=nen Schiffbrüchigen, der endlich den Hafen erreicht hat. Je heftiger der Sturm gewesen ist, desto nöthiger ist eine lange und gänz=liche Ruhe. Die Erzählung der Begebenhei=ten, welche mich hieher geführt haben, ver=lohnte die Mühe nicht, Sie damit zu be=schäftigen, wenn wir etwas anders zu thun hätten; da aber die Beantwortung Ihrer

Frage dies erfordert, so will ich suchen, durch dieses Mittel unsere Nachtwache abzukürzen. Wenn diese jungen Leute nicht zu schläfrig sind, so können sie vielleicht eine wichtige Lehre daraus ziehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Geschichte des Eremiten. — Die Rückkehr nach Campan. — Das Rosenbouquet.

Der Einsiedler, nachdem er seinen Gästen Wein eingeschenkt, und selbst etwas davon getrunken hatte, nahm so stille als möglich das Wort, um die Ruhe Adriennens nicht zu stören, und fing seine Geschichte so an:

Der Mißbrauch des Verstandes.

Ein im gemeinen Leben gewöhnliches Sprüchwort: wer große Talente hat, hat immer auch große Laster, war das, was meine Jugend verderbte. Leichtigkeit des Geistes, Kühnheit des Charakters, ein hoher Grad von Ehrgeiz leiteten meine ersten Schritte irre. Der, welcher die allgemein geachteten Grundsätze mit Füßen tritt, tritt von dem alltäglichen Wege ab, und erscheint in einem höhern Lichte, als die Anderen. Indes-

sen bestehet diese Superiorität häufig nur in einem höhern oder niedrigern Grade von Verderbtheit, und der Mensch, welcher das Böse mit Beredsamkeit predigt, würde ein schlechterer Redner über die Tugend seyn, als ein einfacher rechtschaffener Mensch. Ich hatte von Jugend an Fehler. Schwelgerei und Stolz führten mich zur Gottlosigkeit. Meine Mutter, denn ich hatte nur sie, bemühte sich vergebens, mich durch Unterweisung und Beispiel von dem Abgrunde zurückzureißen; ich lachte in meinem Innern über ihre Frömmigkeit, und die Tugend schien mir nur für gemeine Seelen bestimmt. Ich brachte meine Tage in den schändlichsten Ausschweifungen hin, wo alles Ehrwürdige und Heilige ins Lächerliche gezogen wurde. Entfernt von diesen nahm ich die Feder; ich schrieb schnell Bände voll Gottlosigkeiten und Sittenlosigkeiten, würdig der Orte, welche sie mir eingeflößt hatten. Ein hinreißender und kühner Styl machte sie bald bemerklich. Ich nannte mich anfänglich nicht; ein stillschweigendes Geständniß der Schande womit sie mich bedecken mußten. Ei-

nige tugendhafte Personen wurden von der unglücklichen Leichtigkeit meiner Schriften nicht verblendet; sie trugen die Fackel der Tugend bis in den tiefsten Abgrund, und bezeichneten mich in den Augen des Publikums als einen gefährlichen Apostel der Laster. Aber eine große Zahl Anderer wurde verführt; ich fand Richter und Vertheidiger, ich erlangte Ruhm.

Meine Mutter wußte nichts von meinen Arbeiten und von meinem Ruhm; es kam ihr kein Gedanke von meiner gänzlichen Verderbtheit. Meine Schriften, welche sie nicht las, von welchen sie aber mit Mißbilligung reden hörte, sowohl in den öffentlichen Blättern, als im gewöhnlichen Umgang, hielt sie für die Arbeiten eines meiner Freunde, welcher die nämliche Bahn durchlief, auf welcher ich wandelte. Sie seufzte oft über die Verbindung, welche unter uns bestand. Ich, dessen Verblendung sich immer vermehrte, ich ärgerte mich, daß ich mich nicht meiner Fortschritte freuen durfte; alle Zurückhaltung verließ mich, und ich brannte vor Verlangen, mich als Urheber meiner Werke zu beken-

nen. Indessen die Furcht vor meiner Mutter, oder vielmehr eine gewisse Achtung für das, was ich ihre Vorurtheile nannte, hielt mich gegen meinen Willen zurück.

Eines Tages traf ich sie ganz in Thränen. Das Haus, bei welchem ein großer Theil unseres Vermögens angelegt war, hatte fallirt. Ich glaubte diesen Umstand benützen zu müssen, um mein Interesse mit dem meiner Mutter zu verbinden.

Trösten Sie sich, sagte ich zu ihr; ich kann Sie über diesen Verlust entschädigen. Das Glück wird uns noch lächeln, und seine Gunst wird Ihnen um so angenehmer seyn, als sie den Talenten Ihres Sohnes erwiesen wird.

Meine Mutter betrachtete mich erstaunt.

Dieß muß, erwiederte ich, Ihnen ein Geheimniß enthüllen. Hören Sie denn: ich bin ein vom Publikum geachteter Schriftsteller, und es gibt keinen Buchhändler, der nicht meine Werke sehr theuer bezahlt.

Was höre ich, mein Sohn? rief meine Mutter. Warum verhehlst du mir deinen

Ruhm? Wenn Jedermann sich über deine Werke freut, warum sollte ich es allein nicht?

Sie kennen sie . . . Sie haben Auszüge daraus gelesen. . . . Aber ihre Kühnheit schien Ihnen zu mißfallen, und ich ließ Sie glauben, daß sie von der Feder meines Freundes wären.

Unglücklicher! rief meine Mutter, und warf schreckliche Blicke auf mich; wie! du hättest diese heillosen Bücher geschrieben, wo die Gottlosigkeit sich ein System erbaut, wo die Tugend mit Verachtung behandelt wird! Und auf solche Verbrechen gründest du die Hoffnung unsers Glücks!

Mäßigen Sie sich, ich bitte Sie, antwortete ich, und sind Sie ein wenig gefühlvoller für den Ruhm Ihres Sohnes, dessen allgemein bewunderten Talente. . . .

Glaube nicht, mich dadurch zu verführen, erwiederte sie. Ich verabscheue diese Talente, auf welche du so stolz bist, weil sie der Grund deines Untergangs sind. Undankbarer, du verkennst nicht allein die Hand, welche sie dir gegeben hat, sondern du bewaffnest dich auch gegen

dieſelbe mit ihren eigenen Wohlthaten! Elender Menſch, du willſt auch die Anderen verderben! Aber biſt du denn ohne Rettung verloren? Deine Ausſchweifungen, dein Stolz, Laſter, von welchen ich dich vergeblich zu heilen ſuchte, haben dich dahin gebracht.

Meine Mutter, es war Ihnen unmöglich mich dieſem Hang zu entreißen, welchen Sie Laſter nennen. Er iſt die Folge der außerordentlichen Anlagen, welche die Natur in mich gelegt hat, und er iſt in meinem Geiſte auf die nämliche Art, und zu dem nämlichen Zwecke, wie die Schatten in einem Gemälde. Nichts iſt ſchön ohne Kontraſt.

Unſinniger! erwiederte meine Mutter. Du glaubſt alſo nicht, daß das Verdienſt und die Tugend neben einander beſtehen können! Iſt dir dieſe ehrwürdige Vereinigung noch nie vorgekommen? Wie viele vortreffliche Bücher gibt es nicht, welchen von der Seele ihrer Verfaſſer der Stempel ihrer Tugend aufgedrückt wurde! O mein Sohn! Du biſt noch jung, habe Mitleiden mit deiner Mutter, mit dir ſelbſt; verlaß die

Wege

Wege des Lasters gegen die der Tugend. Mache einen bessern Gebrauch von deinen Talenten. Indem du das Lob der Erde einernteſt, verdiene auch den Beifall des Himmels! Setze mich nicht einem Leben voll Gewissensbissen aus, denn eine gute Mutter legt sich immer die Verbrechen ihres Sohnes zur Last. Ich bin vielleicht durch zu viele Nachsicht schuldhaft; strafe mich nicht länger!

Während meine unglückliche Mutter so sprach, vergoß sie einen Thränenstrom, und lag auf den Knieen vor mir. Jeder andere als ein unbarmherziger Freigeist wäre von ihrer Lage gerührt worden. Ich begnügte mich Ihr kalt zu sagen:

Meine Mutter, hören Sie auf, mit unnützen Thränen und Klagen in mich zu dringen. Mein Schicksal muß erfüllt werden.

Ich sehe, daß das Uebel noch größer ist, als ich mir dachte, entgegnete meine Mutter, und hielt ihre Thränen zurück. Gott allein kann dich aus dem Abgrund reißen, in welchen du gefallen biſt; möge er Barmherzigkeit mit dir haben!

Mir bleibt eine Schwester. In meiner Noth will ich zu ihrer Freundschaft Zuflucht nehmen! Das Brod, das ich ihr zu verdanken haben werde, wird mir weniger bitter seyn, als das, welches ich von meinem Sohne erhalten würde, wenn dieses die Frucht seiner Verbrechen ist. Ich werde mir nicht den Vorwurf zu machen haben, diese begünstigt zu haben, und ich sterbe vielleicht weniger unglücklich.

Ich bekämpfte dieses Vorhaben durch Sophismen; ich trieb die Verwegenheit so weit, es zu versuchen, meine tugendhafte Mutter in die Reihe meiner Proselyten zu stellen. Sie warf mir alsdann einen Blick zu, welchen all meine Philosophie nicht auszuhalten vermochte, und verschloß sich in ihr Zimmer.

Ich lief ganz verwirrt zu meinem Freunde. Er machte meiner hassenswürdigen Entschlossenheit große Lobeserhebungen, und endigte damit, daß er über die vorgebliche Schwäche meiner Mutter spottete. Als ich Abends zurückkam, war sie nicht mehr im Hause. Diese plötzliche Trennung demüthigte mich wider meinen Willen.

Von allen Tugenden, von welchen der Himmel den Keim in unsere Seele gelegt hat, ist keine so mächtig, als die kindliche Ehrfurcht. So verdorben man auch seyn mag, so hört man doch immer diese heilige Stimme der Natur, und ihre Verletzung bleibt nie ungestraft. Ich war lange Zeit wie vernichtet; mein Herz war sehr gepreßt. Ich erinnerte mich der Scene des Morgens, der Thränen meiner Mutter, ihrer vorigen Güte; alle diese Erinnerungen waren Dolchstiche, die mir das Herz durchbohrten. Ich beschloß, sie den andern Morgen zu besuchen, und Alles zu versuchen, um sie zurückzuführen, ohne mich jedoch zu einem der Opfer zu entschließen, welche sie verlangte. Bei meinem Erwachen erhielt ich folgendes Billet von ihr:

„Ich habe dich verlassen, aber ich bleibe doch „immer deine Mutter. Wenn du die Gesin„nungen eines guten Sohnes nicht ganz ver„läugnet hast, so verlaß das verbrecherische „Leben, welches du führst, und wirf dich in „meine Arme. Wenn Nichts deinen Charakter „ändern kann, so suche auch nie mich zu sehen.“

Dieses Billet vermehrte meine Angst, und ich dachte ernstlich darüber nach, als mein Buchhändler zu mir eintrat. Er brachte mir den Plan zu einem Werk, dessen Zweck war zu beweisen: daß der Diebstahl kein Verbrechen sey. Durch diesen Titel allein entflammte das höllische Genie, das mich belebte, meine Einbildungskraft. Eine Menge von Gedanken, so falsch als schändlich, ließen mich das Andenken an meine Mutter vergessen. Ich beschäftigte mich damit immer weniger, wenn ich, versenkt in Einsamkeit, mich dessen nicht ganz erwehren konnte. Ich unterrichtete mich nicht mehr von ihrer Lage, und versank immer mehr in den Abgrund, von welchem meine Mutter gesagt hatte, daß Gott allein mich retten könne. In der That er würdigte mich eines Tages, mir seine mächtige und hülfreiche Hand zu reichen.

Mein Freund wurde von einem ansteckenden Fieber gefährlich befallen. Alle Welt floh ihn; ich allein blieb bei ihm, und las ihm öfters philosophische Brocken vor; ein trauriger Trost für den, welcher auf dem Todtenbette liegt. Er be-

obachtete ein grabähnliches Stillschweigen. Indessen je mehr sein Zustand sich verschlimmerte, desto unruhiger und bewegter schien er. Er beklagte, daß er Niemand als mich in seinem Zimmer sehe. Endlich konnte er seinen Gewissensbissen nicht länger widerstehen, und bat mich in einer Nacht, ihm einen Diener der Religion zu holen. Ich ging mit einem großen Gelächter. Dann (nie wird mir dieses Bild aus dem Sinne kommen) hob er sich in seinem Bette empor, und zeigte mir einen Theil seines entfleischten Körpers.

Du lachst, rief er mit schrecklicher Stimme, du lachst, Unglücklicher? Ach es ist zu spät, sich zu betrügen; die Stunde des Todes hat geschlagen; die Welt ist verschwunden! . . . Wo ist jezt ihr schrecklicher Beifall? Retten ihre Lobpreisungen mich vom Tode? Ich höre eine Stimme, welche mir sagt, daß diese meine so gefeierten Talente meine Verdammniß schrecklicher machen. Je mehr ich Gutes empfangen habe, desto schwerer wird die Rechenschaft darüber seyn! Gott ist da, der mich erwartet! . . . Wohin fliehen vor seinem furchtbaren Anblick? . . . .

Was kann ich mit mir nehmen, um ihn zu besänftigen? Mein ganzes Leben war eine immerwährende Beleidigung. . . . Ich habe ihn verkannt . . . Ich habe ihm Hohn gesprochen... Ich kann ihm nicht entrinnen . . . Er ist da... da . . . vor mir, bereit sich meiner Seele zu bemächtigen! . . . Geh, lauf, elender Genosse meiner Verbrechen, gehe, eine heilige Stimme zu holen, welche wenigstens für mich betet! . . .

Ich sah die großen Schweißtropfen, welche sein sterbendes Gesicht benezten, seine gesträubten Haare auf der Stirne, und seinen, einem Skelette gleichenden Körper. Zitternd, gebeugt, lief ich zu einem Priester. Er stand plötzlich auf. Sobald ich ihn sah, warf ich mich zu seinen Füßen, und in der Verwirrung in der ich war, rief ich:

Rettet mich, rettet uns:

Der erstaunte Priester befragte mich. Dann erinnerte ich mich meines Freundes, zu welchem ich ihn hinzog.

Wenn ihr tugendhaft seyd, rief der Sterbende, indem er sich an den Priester wandte,

betet für mich, denn ich habe mich unwürdig gemacht, den Namen meines Richters auszusprechen.

Der Priester antwortete ihm mit Sanftmuth, und sprach ihm von der Barmherzigkeit desjenigen, der das niedergedrückte Rohr nicht zerbricht, und den noch glimmenden Funken nicht auslöscht. Seine Reden brachten Trost in die Seele des Sterbenden; kaum hatte aber dieser seine Rede geendigt, als das Andenken an seine Verbrechen alle Wirkungen vernichtete. Er starb in einer schrecklichen Ungewißheit. Seine lezten Blicke hafteten auf mir: o Himmel! Mit welcher niederdonnernden Beredsamkeit drückten sie sich aus! Er zeigte mir mit dem Finger den Himmel, stieß einen großen Schrei aus, und verschied. . . . In diesem schrecklichen Blick... in diesem herzzerreißenden Schrei . . . glaubte ich meine eigene Verdammung zu hören. Ich stand bleich und unbeweglich vor dem entstellten Leichnam. Eine tödtliche Kälte durchlief meine Glieder. Endlich faßte ich den Arm des betenden Priesters, und fragte ihn beinahe leise und mit erstickter Stimme:

Sind die Sünden dieses Menschen vergeben?

Gott allein kann es wissen, erwiederte er, ob einige Stunden Reue zureichend sind, Jahre voll Sünden gut zu machen; aber Unglück über den, welcher sich auf diese unendliche Barmherzigkeit stüzt! Dieß ist ein fluthendes Bret, welches den vom Schiffbruch rettet, der es nicht mehr hoffte, und welches der gierigen Hand des Reisenden entschlüpfte, welche darauf rechnete. Daß doch der — der noch zu leben hat, dieß benuzte, denn der lezte Tag ist zu kurz für ein so wichtiges Geschäft!

Ich wankte nicht mehr; ich warf mich an die Brust des Priesters und vergoß einen Strom von Thränen, und am Fuße des nämlichen Bettes, auf welchem noch die Leiche desjenigen lag, welcher meine Verirrungen theilte, versprach ich Gott feierlich, ihm den Rest meines noch übrigen Lebens zu weihen.

Meine erste Sorge war mich zu den Füßen meiner Mutter zu werfen. Ich traf sie sterbend. Die Nachricht von meiner Bekehrung verlängerte ihr Leben nicht; aber sie gab ihr

mitten im Tode noch Freude. Sie entschlief ruhig, wie an dem Ende eines arbeitsvollen Tages. Die Ruhe und Heiterkeit verließen sie nicht. Gott stellte mir auf diese Art die zwei größten Lehren vor die Augen, welche er den Menschen geben kann: den Tod des Gottlosen und den Tod des Gerechten. Sobald ich meine Mutter verloren hatte, zog ich mich von der Welt zurück, um nur Gott zu leben. Ich fühlte, daß meine Verbrechen ein außergewöhnliches Sühnopfer erforderten, denn wenn ich schon von ihnen abgelassen hatte, sie lebten doch noch in meinen Schriften, und konnten ihr furchtbares Gift noch weiter verbreiten. Ich gab den Armen alles Geld, welches ich durch sie erworben hatte, und selbst dasjenige, was mir die Buchhändler schuldig waren. Ich vermahnte diese um ihres Seelenheils willen, den Verkauf der Exemplare zu verhindern, welche sich noch in ihren Händen befänden; ihre Habsucht übertäubte meine Stimme. Dann ergriff ich zum Leztenmal die Feder; ich richtete selbst über meine Werke; ich entschleierte die verbrecherischen Sophismen, ich

erklärte sie für die Gesellschaft gefährlich. Die einen spotteten über meine Bekehrung, die anderen betrachteten sie als Heuchelei. Ich handelte nur noch für Gott, überzeugt, daß er in meinem Herzen lese, war ich um das Urtheil der Welt unbekümmert. In der Absicht als Einsiedler zu leben, kam ich in den Pyrenäen an. Diese kleine Kapelle befand sich ohne stellvertretenden Priester. Ich bat inständig um diesen armseligen und unbeneideten Posten, und erhielt ihn.

Es sind nun zweiundzwanzig Jahre daß ich sie bewohne. Die Fasten, das Gebet und das Nachdenken theilen sich in meine Tage. Meine ganze Bibliothek beschränkt sich auf Bücher der Frömmigkeit; denn ich habe das Gelübde abgelegt, auf die Wissenschaften zu verzichten, welche mich verderbt hatten. Ich überlasse mich unschuldigen Beschäftigungen, nämlich der Sorge für meine Heerde, dem Anbau meines kleinen Gartens, der Fischerei und der Musik. Außerdem setze ich mich einige Stunden auf die Spitze eines Felsen, und überdenke die Begebenheiten

meiner Jugend, oder, einer sanften Gedanken=Unthätigkeit hingegeben, betrachte ich lächelnd meine Ziegen, die Wurzeln und Stauden fünf=zig Fuß hoch über meinem Kopfe abfressen. Oefters ergötze ich mich auch daran, von Felsen zu Felsen die Jäger der Isarden *) gestützt auf ihre Flinten springen zu sehen. Wenn diese Jä=ger nahe an meiner Einsiedelei vorüber kommen, lade ich sie ein, auszuruhen und sich zu erfrischen. Dieß ist mein Lebenslauf. Ich genieße mehr Annehmlichkeiten als Sie glauben; ein gewisses süßes Gefühl ist an ihre Einförmigkeit geknüpft, ich glaube, daß ich mit Gott im Frieden sey, weil er mir gestattet, es mit mir selbst zu seyn.

Hr. Silver und seine Freunde dankten dem Eremiten für seine Gefälligkeit. Sie lobten sei=nen muthigen und weisen Entschluß, und bedauer=ten, daß unglückliche Neigungen die von der Natur empfangenen Anlagen so übel geleitet hat=ten. Hypolit und Casimir, vom Schlafe über=

---

*) Eine Art wilder — in den Pyrenäen ge=wöhnlicher Ziegen.

wältigt, waren auf ihren Stühlen eingeschlafen; Isabelle allein hatte der Erzählung des Einsiedlers aufmerksam zugehört.

Adrienne befand sich am andern Morgen ganz hergestellt; man reiste ab, sobald die Führer angekommen waren, und nachdem man dem Eremiten für seine liebenswürdige Gastfreundschaft gedankt hatte. Dieser schien den Abgang der Reisenden zu bedauern, und begleitete sie mit seinen Augen so lang er sie bemerken konnte.

Mein Vater, sagte Isabelle, welche hinter Hrn. Leopold saß, zu diesem, was konnte denn dieser Einsiedler wohl geschrieben haben, um ein so großer Verbrecher zu seyn, wie er sagt?

Es scheint nach dem was er uns gesagt hat, erwiederte Hr. Leopold, daß er sich der Gottlosigkeit überließ, das heißt, er beleidigte Gott persönlich, entweder daß er sein Daseyn läugnete, oder daß er an seiner Allmacht zweifelte. Das ist unter allen das größte Verbrechen, weil man dadurch seine erste Pflicht vernachlässigt.

Er hat auch von einem Werke gesprochen, in welchem er behauptete, daß der Diebstahl

kein Verbrechen sey; wie konnte er denn dieß beweisen?

Einem rechtschaffenen Menschen konnte er dies unmöglich glauben machen. Es gibt aber lasterhafte Leute, welche, die Ungestraftheit ihrer Vergehungen wünschend, leicht allen Gründen Eingang gestatten; denn man muß nicht glauben, daß der Gute und der Böse sie gleich gut finden. Gott hat einen aufgeklärten Richter in uns gelegt, welcher sich nie irrt, wenn man ihn aufrichtig hören will. Dieser Richter ist das Gewissen, vor welchem auch die verführerischsten Sophismen kraftlos sind.

Wenn, wie Sie mein Vater sagen, das Gewissen sich nie irrt, warum sollen denn die schlechten Bücher gefährlich seyn? Die schlechten Menschen bedürfen das Lesen derselben nicht um das zu werden, was sie schon sind, und die guten Menschen dürfen ihren Einfluß nicht fürchten.

Es gibt noch eine Gattung von Menschen, von welchen du nicht sprichst, erwiederte Hr. Leopold, und welche gerade die wichtigste ist. Es ist dieß die der jungen Leute, unter deren

Hände diese Bücher unglücklicherweise fallen können. Wie ihre körperlichen Kräfte sich nicht auf einmal entwickeln, eben so entwickelt sich auch ihr Verstand nur langsam. Das Gewissen, von welchem wir reden, ist ihnen noch nicht ganz bekannt; sie können seine Sprache übel auslegen, und begeben sich dann in große Gefahr. Man hat schon Menschen gesehen, die sich zum Guten oder Bösen auf ein blos zufälliges Lesen hin entschlossen haben. Deßwegen muß ein Kind, das tugendhaft zu werden wünscht, immer auf sich selbst mißtrauisch seyn, und sich nie erlauben ein Buch zu öffnen, das es nicht kennt, ohne seine Erzieher darüber um Rath gefragt zu haben.

In diesem Augenblick näherte sich Hr. Silver mit seinem Maulthiere, um Hrn. Leopold die Ruinen des Dorfes Sanct Martin zu zeigen, welches durch Lawinen ganz zerstört wurde. Die durch diesen furchtbaren Ort sich hinziehenden Gränzen bewaffnen oft die Einwohner von Barreges und Arragonien gegen einander. Sie machen sich einige unfruchtbare Felsen streitig, die mit neuen, sie zu verschlingen bereiten Lawinen

beladen sind; so macht die Habsucht die Menschen nach allen, selbst nach den schädlichsten Dingen lüstern. Als sie an Gedre vorüberkamen, hielten unsere Reisenden ein wenig in einer herrlichen Grotte. Im Schatten zweier Felsen, welche sich wie zu einem Gewölbe nähern, ohne sich zu vereinigen, stürzt sich ein Felsenbach nieder, so rein und klar, daß man die Forellen sieht, welche in seinen Fluthen schwimmen. Gewinde von Epheu, wilden Rosen, Wurzelwerk, und immer grünen Gebüschen, bedeckten das Gewölbe und die Wände dieser Grotte, welche nur durch ein sanftes Tageslicht erhellt ist. Wie wohlthätig war diese geheimnißvolle Dunkelheit und das Gemurmel des Wassers! Diese schöne Grotte, mitten in einer Wüste, scheint der Sitz einer ländlichen Gottheit zu seyn. Adrienne, durch rauhe und Schrecken erregende Bilder ermattet, ruhte hier mit Vergnügen aus, und man konnte sie diesem Asyl nur mit Mühe entreißen.

Nachdem Hr. Silver und seine Freunde zum zweitenmal durch Barreges gekommen waren, be-

reisten sie die herrliche Straße, auf welcher man zwölf Marmorbrücken erbaut und mit großen Kosten unterhalten hatte. Felder mit blühendem Buchweizen, von Bächen durchschnittene Wiesen, Tannen und bläuliche Felsen machten die Landschaft dieser Gegend aus, welche man mit den schönsten Römerstraßen vergleichen konnte; aber doch ist nichts so frisch, nichts so reizend als das Campaner-Thal. Ueberall vereinigen der Ahorn, die Buche, der Schwarzdorn und die Tanne ihre verschiedenen Blätter; überall leihen sie ihren sanften Schatten den mit Blumen geschmückten Grasplätzen. Angezogen durch die Frische dieser Gehölze, kommt man zu kleinen Hütten, welche in ihrem Schatten verborgen sind. Ein Strohdach und Marmormauern beschützen eine unschuldige und glückliche Familie. Von Sanct Marie begaben sich die Reisenden nach der Grotte von Campan. Die näher gerückten Gebirge lassen nur der Hauptstraße Raum. Tausende von Bächen stürzen sich in Wasserfällen herab, und eilen sich mit den Fluthen des Adour zu vermischen, welcher die Wiesen, die Wohnungen

und

und die gebauten Felder bewässert. Bald schlängelt er sich ruhig durch den Schilf; bald strömt er brausend über die Felsen, welche Waldströme in sein Bette geführt haben. Hier scheint er eilig die Gebirge zu fliehen; dort schläft er an ihrem Fuße ein.

Angekommen bei der Campaner Grotte, stiegen die Reisenden ab, ließen Pechfackeln anzünden, womit sie sich versehen hatten, und gingen in ihr Inneres. Sie wurden anfänglich durch die Krystall-Bekleidungen überrascht, womit die Wände versehen waren. Durchsichtige Säulen von der Höhe des Gewölbes herab bis auf den Boden bildeten ein blendendes Labyrinth. Zwischen diesen Säulen befand sich eine Art von Stalactit, die Eisenblume genannt, welche aus einer unendlichen Menge sich in jedem Sinne durchkreuzenden Aesten bestand, die einen bewundernswürdigen Glanz haben. Andere stellten Blumenkohl, Gewölbverzierungen, Orgeln und andere verschiedene Gegenstände vor, welche die Natur in ihren Launen nachgeahmt hatte *).

---

*) Diese Grotte, welche sonst in der That sehr

Die Einbildungskraft mit Wasserfällen, öden Gegenden und anderen außerordentlichen Dingen angefüllt, kamen unsere jungen Reisenden endlich in Campan an, wo sie einige Tage ausruhten, ehe sie nach Coaraze zurückreisten. Während ihres lezten Aufenthalts in Campan begaben sich Adrienne und Isabelle mehreremal zu Felizien, welche sie je länger je mehr liebten. Eines Abends, als sie sie begleitet hatten und nach Hause zurückkehrten, begegneten sie in geringer Entfernung von dem Hause des Hrn. Silver einer Frau in großer Verlegenheit. Sie trug auf ihrem Kopfe einen Korb voll Früchte, einen vollen Wasserkrug in ihrer Hand, mit der andern führte sie ein kleines Kind, und zwei Ochsen gingen vor ihr her. Das was ihre Verlegenheit noch mehr vermehrte, war, daß das kleine

---

schön war, gleicht bei weitem der Beschreibung, welche ich hier davon gebe, nicht mehr. „Seit man die schönen Stalactiten daraus genommen hat, sagt der Verfasser der Reisen in den französischen Pyrenäen, ist sie nur eine schmutzige Höhle.“ Immer aber kann man annehmen, daß sie noch in ihrem vollen Glanze war, als unsere Reisenden sie besuchten.

Kind nicht gehen wollte. Es streckte die Arme aus, daß sie es auf die ihrigen nehmen sollte, und als sie es ihm verweigerte, schleppte es sich auf der Erde fort, und schrie aus allen Kräften.

Ihr seyd hier mehr beschäftigt, als eure Kräfte erlauben, sagte Adrienne lächelnd. Dieses arme Kind ist vielleicht ermüdet; ich will es tragen.

Sie sind sehr gütig, Mamsell, antwortete die Bäuerin. Ich glaubte, daß sein Bruder kommen und mich erleichtern werde; aber die Kinder denken an nichts. Ich bin ganz beschämt von Ihrer Gefälligkeit.

Adrienne nahm das Kind, welches sie anfangs schüchtern betrachtete; aber sobald sie ihm geschmeichelt hatte, fing es an zu lächeln, schlug seine kleinen Aermchen um Adriennens Hals, und spielte ruhig mit ihren Haarlocken.

Während dieser Zeit waren die Ochsen vom Wege abgelaufen; die Bäuerin stellte ihren Krug hin, um ihnen nachzugehen. Isabelle nahm diesen Krug, welcher leicht war, und wollte ihn auch bis an das Haus der Bäuerin tragen.

Diese leztere wußte nicht wie sie diesen gefälligen jungen Mädchen danken sollte, welche bei der Ankunft bei der Bäuerin ganz roth von Erschöpfung waren; zum Glück war ihre Wohnung nicht weit entfernt. Ein Knabe von ungefähr sechs Jahren spielte auf der Thürschwelle. Seine Mutter zankte mit ihm, daß er ihr nicht entgegen gekommen wäre. Das Kind ging ganz verwirrt, um seinen Bruder aus den Armen Adriennens zu nehmen; aber der kleine Schelm wollte sie nicht verlassen, und man mußte ihn mit List dazu bringen, indem man ihm etwas zu spielen gab.

Während die Bäuerin ihre Ochsen in den Stall verschloß, bemerkten die beiden Schwestern, welche mit den Kindern außen geblieben waren, einen Rosenstock, bedeckt mit prächtigen Rosen. Dieß war etwas neues für die Jahreszeit, welche schon vorgerückt war, und sie hörten nicht auf, diese schönen Blumen zu bewundern. Der kleine Knabe hatte wohl Lust, ihnen zu geben, aber er war nicht so keck. Er betrachtete Adriennen aufmerksam, deren sanftes

und angenehmes Gesicht ihm außerordentlich gefiel. Die Bäuerin kam zurück, und bat sie, in das Haus hineinzugehen, wo sie ihnen zur Erfrischung Milch gab. Adrienne und Isabelle nahmen das Anerbieten an. Nachdem sie einen Augenblick ausgeruht hatten, nahmen sie Abschied von der kleinen Familie, und gingen zu ihren Verwandten zurück.

Als sie fortgegangen waren, sagte der kleine Knabe, welcher ganz mit Adriennen beschäftigt war, zu seiner Mutter, daß die schöne Mamsell die Rosen sehr bewundert habe, und daß er große Lust gehabt habe, ihr einen Strauß davon zu geben. Die Mutter zankte ihn wegen seiner Schüchternheit, und gab ihm den andern Morgen einen großen Strauß, um ihn zu Hrn. Silver zu tragen. Adrienne war zuerst aufgestanden, Venerande gab ihr den Rosenstrauß, indem sie ihr zugleich den kleinen Knaben beschrieb, der ihn gebracht hatte.

Gut, sagte Adrienne, ich kenne ihn. Dieß ist der Sohn einer Bäuerin, welche neben diesem großen Buchenholz wohnt.

Richtig, erwiederte Venerande; sie ist die einzige, welche in dieser Jahreszeit so schöne Rosen hat.

Hat dieses Kind nicht gesagt, welcher von uns beiden diese Rosen gehören? fragte Adrienne.

Es hat Niemand bezeichnet, antwortete Venerande. Meine Mutter schickt diesen Strauß der Mamsell, hat er mir blos gesagt. Da Sie nun die älteste sind, habe ich angenommen, daß er Ihnen gehöre.

Ich glaube es auch, erwiederte Adrienne, und lief ganz freudig, ihn ihrer Schwester zu zeigen.

Wo ist der meinige? rief Isabelle.

Du hast keinen; komm wir wollen diesen theilen.

Indem Adrienne dieß sagte, band sie den Strauß auf.

Er ist vielleicht für uns beide, fügte Isabelle hinzu.

Adrienne.

Nein! der kleine Knabe hat gesagt, daß er für die Mamsell sey.

Isabelle.

Sehr gut, und du hast zu deinen Gunsten geurtheilt?

Adrienne.

Aber es scheint mir, daß ich Recht habe ... Venerande hat gedacht wie ich.

Isabelle.

Ich glaube, es wird dir schwer fallen, einen Grund anzugeben.

Adrienne.

Habe nicht ich das kleine Kind getragen?

Isabelle.

Habe ich nicht auch der Frau einen Dienst erwiesen, indem ich den Krug nahm?

Adrienne.

Ich habe die Rosen zuerst bemerkt.

Isabelle.

Im Gegentheil ich habe dich zuerst darauf aufmerksam gemacht.

Adrienne.

Endlich bin ich die ältere, und es gebührt mir hier ein Vorzug. Weit entfernt ihn allein zu verlangen, biete ich dir die Hälfte an.

Isabelle.

Wenn das Recht anzubieten mir zusteht, warum soll ich darauf verzichten?

Welch lächerlicher Eigensinn, rief Adrienne vor Zorn erröthend, wegen einer Handvoll Rosen!

Isabelle.

Ich liebe die Ungerechtigkeiten nicht.

Adrienne.

Sage vielmehr, daß du unbillige Forderungen machest. Ist es nicht genug, daß ich dir die Hälfte meines Straußes überlassen will?

Isabelle.

Ich will entweder Alles oder Nichts.

Statt aller Antwort warf Adrienne das Bouquet weg, und ging in den Garten um zu weinen. Isabelle hob die armen Rosen auch nicht auf, welche in einer Ecke des Zimmers traurig verwelkten. Beide Schwestern zürnten den ganzen Tag mit einander. Die Einigkeit, in welcher sie sonst lebten, machte diesen Zustand doppelt lästig. Ihr Aerger war schon längst verflogen, aber ein gewisser Stolz hielt

ihre Wiedervereinigung zurück. Beide fühlten, wie nichtsbedeutend die Ursache ihres Zankes war, und sie hätten jezt gerne zehn Rosensträuße gegeben, wenn dieser kleine Vorfall nicht gewesen wäre, aus dem sie sich nun nicht zu helfen wußten. Niemand wußte etwas davon; indessen führte der Zufall nach dem Abendessen die Unterhaltung auf die Zänkereien.

Ich habe immer bemerkt, sagte Hr. Leopold, daß diejenigen, welche aus den elendesten Ursachen entstehen, immer auch am längsten dauern. Je weniger man Ursache hat sich zu ärgern, desto schwerer wird es, seine Fehler zu gestehen.

Das was Sie sagen, mein Vater, erinnert mich an eine traurige Begebenheit, erwiederte Hr. Albert. Ich hatte zwei Oheime, der eine hieß Stanislaus, der andere Raimund. Sie hatten jeder eine zärtlich geliebte Tochter. Apolline dankte ihr Daseyn Raimunden, Irene machte die Freude des Stanislaus. Beide waren Wittwer, und die Gleichförmigkeit ihres Schicksals knüpfte ihr brüderliches Freundschaftsband

fester. Man hatte die Gewohnheit sich bei meinem Vater zu versammeln, um den Königskuchen zu essen; dieses sehr alte Familien-Fest wurde bei uns alle Jahre mit neuem Vergnügen gefeiert. Wir hatten den Gebrauch eingeführt, daß jedes einen Vers singen mußte, ehe der Kuchen gegessen wurde. Das lezte Mal, daß meine Oheime sich bei diesem Feste befanden, gab meine Schwester, welche den Kuchen den Gästen vertheilt hatte, Irenen ein Zeichen, daß sie die Bohne habe. Irene erfreut, entblößte sie leicht mit der Messerspitze, und zeigte sie ihrem Vater. Als darauf die Reihe zu singen an ihr war, stellte sie ihr Stück auf die Tafel. Raimund, welcher die Freude seiner Nichte bemerkt hatte, verwechselte aus bloßem Scherze den Kuchen seiner Tochter mit dem Irenens, welche neben ihm saß. Als die Lieder geendigt waren, aß jedes seinen Kuchen, und suchte sorgfältig den Beweis seines Königthums. Irene welche ihn gesehen, und die Betrügerei ihres Oheims nicht bemerkt hatte, wartete darauf, die Bohne zu finden, als Apolline rief:

Ich bin Königin!

Das kann nicht seyn, sagte Irene errörhend. Ich habe die Bohne, mein Vater hat sie gesehen.

Sie ist aber doch hier in meiner Hand, erwiederte Apolline.

Es sind vielleicht zwei in diesem Kuchen, entgegnete Raimund, und lächelte boshaft.

Ich habe nur eine hineingethan, sagte meine Schwester.

Die Bohne fand sich wirklich nicht in Irenens Stücke; sie fing an zu weinen, und behauptete, daß man sie ihr genommen habe.

Tröste dich, meine liebe Tochter, sagte Stanislaus, das ist ein Scherz deines Bäschens; sie wird dir die Bohne zurückgeben, an welche sie kein Recht hat.

Apolline, welche von dem Muthwillen ihres Vaters nichts wußte, versicherte, daß die Bohne ihr durch das Loos gehöre, daß sie Königin sey, und daß sie während des ganzen Mahles ihren Titel behaupten werde. Irene weinte immerfort. Stanislaus, als er sah, daß er über seine Nichte nichts vermochte, wandte sich an seinen Bruder, welcher erwiederte, daß er

sich in die Streitigkeiten der Könige nicht mische. Stanislaus war sehr hitzig und leicht aufgebracht; die Thränen seiner Tochter reizten ihn zum Zorne; er wurde um so hitziger, als Raimund immer scherzte. Bald gaben beide Theile sich beleidigende Reden. Apolline, von dieser Scene erschreckt, wollte ihrem Bäschen die Bohne geben, Raimund widersezte sich. Die beiden Brüder verließen die Tafel, an welche sie sich in dem besten Einverständniß von der Welt gesezt hatten, gegenseitig sehr aufgebracht, und verboten ihren Töchtern den Umgang. Wir versuchten vergebens diesen Zank zu beschwichtigen; statt uns zu hören, ging jeder nach Hause, das Herz voll Bitterkeit.

So unbedeutend auch die Ursache dieser Zänkerei war, so hatte doch Raimund zuerst Unrecht. Da er viel sanftmüthiger war als Stanislaus, so machten wir auch bei ihm den Anfang, die Aussöhnung zu bewerkstelligen. Wir hatten ihn dahin bestimmt, seinen Bruder zu besuchen, als eine neue Beleidigung von diesem unser ganzes Werk vernichtete. Raimund bewarb

sich

sich um eine Stelle; Stanislaus erfuhr dieß, und that bei denjenigen, von welchen solche abhing, so viele Schritte, daß er sie für einen seiner Freunde erhielt, und suchte sich auf diese Art wegen der Bohne zu rächen. Raimund, durch eine solche Bosheit auf das Aeußerste gereizt, machte anonyme Verse, in welchen sein Bruder auf die beleidigendste Art lächerlich gemacht wurde, und er bemühte sich, daß diese Verse in der ganzen Stadt verbreitet wurden. Ein junger Offizier, welcher meinen Oheim nicht kannte, sang sie einst in seiner Gegenwart. Stanislaus wurde wüthend, und gab ihm eine Ohrfeige. Er mußte sich deßhalb mit ihm schlagen; mein unglücklicher Oheim verlor das Leben. Raimund, unterrichtet von diesem grausamen Vorfalle, maß sich die Schuld an dem Tode seines Bruders bei. Er konnte der Last seiner Gewissensbisse nicht widerstehen; eine tödtliche Krankheit führte ihn zehn Tage nach Stanislaus Tode in das Grab.

In der That eine sehr auffallende Geschichte, sagte Hr. Silver. Mit welch furcht-

barer Schnelligkeit wächst und verstärkt sich der Haß! Wenn eine im Scherz geraubte Bohne zwei Brüder das Leben kosten kann, wie sehr muß man sich hüten, alle übelwollende Gedanken aus dem Herzen zu entfernen, jemals durch kränkende Worte zu beleidigen, und wie sehr jeden Schatten von Uneinigkeit vermeiden. Nichts ist rührender und löblicher als der Frieden und die Einigkeit, welche mitten in einer Familie herrschen. Man weiß ihn nicht genug durch Achtung und gegenseitige Gefälligkeit zu erhalten.

Hr. Leopold fügte diesen Worten noch einige Bemerkungen über diejenigen bei, welche in der Welt eine Sanftmuth und Nachgiebigkeit heucheln, welche sie in ihrem Innern nicht besitzen, und deren heuchlerische Gutherzigkeit an der Hausthüre verschwindet, wo sie ihre Familie mit Verdruß und Ungestümm empfangen. Die Unterhaltung hatte sich noch um einige Augenblicke verlängert; man verrichtete das Abendgebet gemeinschaftlich, und jedes zog sich in sein Zimmer zurück.

Adrienne und Isabelle hatten die Erzählung des Hrn. Albert aufmerksam angehört, so wie die Bemerkungen darüber, welche ihr folgten, und die mit ihren eigenen Gedanken so übereinstimmend waren. Einer innerlichen Bewegung hingegeben, stiegen sie die Treppe schweigend hinauf, welche sie zu ihrem Zimmer führte. Adrienne stellte das Licht auf den Tisch und hob die verwelkten Rosen vom Boden auf.:

Was! sagte sie mit gerührter Stimme, wegen eines Rosenstraußes sollte ich meine Schwester hassen, oder mir ihre Feindschaft zuziehen?

Nein! nie! rief Isabelle in Thränen zerfließend, und sich in die Arme ihrer Schwester stürzend.

Meine liebe Isabelle, erwiederte Adrienne, und drückte sie an ihr Herz, liebst du mich noch wie vor unserer Zänkerei?

Es scheint mir, daß ich dich nie so geliebt habe, wie zu dieser Stunde, antwortete Isabelle, aber du, verzeihst du mir meinen Eigensinn?

Adrienne.

Gehe, ich hatte Unrecht, ich erkenne es jezt. Welchen Grund hatte ich, mir diese Rosen zu deinem Nachtheil allein zuzueignen? Ich habe mich seit unserer Zänkerei auch erinnert, daß du den kleinen Knaben gefragt hast, ob er seine Rosen nicht verkaufe. Wenn schon seine Schüchternheit ihn abgehalten hat, dir zu antworten, hat er doch deine Frage nicht vergessen, und du bist es, die er meinte, als er sagte, daß sie für die Mamsell seyen.

Isabelle.

Und es ist ganz gewiß, meine liebe Schwester, daß die Bäuerin, welche dich für den ihr erwiesenen Dienst belohnen wollte, sich beeilt hat, dir ihre Dankbarkeit dadurch zu bezeigen, daß sie dir die Rosen schickte.

Adrienne.

Nein, Isabelle, der Strauß war für dich, und ich danke dir dafür, daß du mir die Hälfte davon geben wolltest.

Isabelle.

Ich versichere, daß du mir keinen Dank da-

für schuldig bist; denn ich wollte nur über dein Eigenthum gebieten.

Adrienne.

Ich wollte daß es Tag wäre, dann könnten wir die Bäuerin fragen.

Isabelle.

Sie würde über uns spotten, und sie hätte Recht. Diesen Morgen haben wir um den Besitz dieses Straußes gestritten, und diesen Abend sind wir nahe daran uns zu zanken, um zu wissen, welcher von uns er nicht gehöre.

Sind wir denn närrisch geworden? erwiederte Adrienne lachend; ich will ihn zum Fenster hinaus werfen.

Im Gegentheil, sagte Isabelle, man muß ihn aufheben. Wenn wir je wieder mit einander trutzen wollen, so wird der Anblick dieses Straußes, indem er uns an den Verdruß des heutigen Tages erinnert, uns vereinigen. Er wird auch der Schuldhaftesten zur Entschuldigung dienen.

Dieser Gedanke gefiel Adriennen. Der Strauß wurde als etwas Kostbares aufbewahrt,

und er war es in der That, wenn er die Wirkung hatte, welche Isabelle von ihm erwartete.

Oh! wenn ein Rosenstrauß die Einigkeit in den Familien erhalten könnte, wie sehr würde sich der Werth dieser herrlichen Blumen in unsern Augen vermehren! Aber ihre Kraft hat keine Gewalt über harte und eigennützige Seelen. Wenn ein solcher Talisman wirken soll, so muß man Herzen haben, wie Adriennens und Isabellens.

Wenige Tage nachher nahm die Familie von Coaraze von Hrn. Silver Abschied. Dieser gute Greis, aufrichtig dem Hrn. Leopold zugethan, hätte sie gerne länger behalten; aber die Sehnsucht, ihre Mutter zu umarmen, quälte diese liebenswürdigen Kinder. Obschon Adrienne ihr mehreremal geschrieben, und auch vier Briefe von ihr erhalten hatte, so sprach sie doch alle Tage von der Unruhe, welche diese gute Mutter, entfernt von ihnen, empfinden werde. Hr. Silver erwartete nur das Ende der Weinlese, um nach Courdes zurückzureisen, wo er im Winter wohnte, wo er sich aber weniger aufhielt, als

in Coaraze; die enge Verbindung, welche zwischen ihm und Hrn. Leopold bestand, ließ ihn dieses Haus so zu sagen als sein eigenes betrachten. Statt den Weg wieder über St. Pe zu machen, führte Hr. Leopold seine Familie über Bagneres, in der Absicht sie auch mit dieser, durch ihre mineralischen Wasser so berühmten Stadt bekannt zu machen.

Ende des dritten Bandes.

und er war es in der That, wenn er die Wirkung hatte, welche Isabelle von ihm erwartete.

Oh! wenn ein Rosenstrauß die Einigkeit in den Familien erhalten könnte, wie sehr würde sich der Werth dieser herrlichen Blumen in unsern Augen vermehren! Aber ihre Kraft hat keine Gewalt über harte und eigennützige Seelen. Wenn ein solcher Talisman wirken soll, so muß man Herzen haben, wie Adriennens und Isabellens.

Wenige Tage nachher nahm die Familie von Coaraze von Hrn. Silver Abschied. Dieser gute Greis, aufrichtig dem Hrn. Leopold zugethan, hätte sie gerne länger behalten; aber die Sehnsucht, ihre Mutter zu umarmen, quälte diese liebenswürdigen Kinder. Obschon Adrienne ihr mehreremal geschrieben, und auch vier Briefe von ihr erhalten hatte, so sprach sie doch alle Tage von der Unruhe, welche diese gute Mutter, entfernt von ihnen, empfinden werde. Hr. Silver erwartete nur das Ende der Weinlese, um nach Courdes zurückzureisen, wo er im Winter wohnte, wo er sich aber weniger aufhielt, als

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Delafaye-Bréhier, Julie,

Die kleinen Bearner oder moralische Vorlesungen für die Jugend

Bd.: 3

Stuttgart ; Tübingen (1827)
Paed.pr. 734-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759534-3